Herrn P. Wolfgang Bayers,
ehemaligen americanischen Glaubenspredigers der Gesellschaft Jesu,

Reise nach Peru.

Von ihm selbst beschrieben.

Herausgegeben
von
C. G. von Murr.

Nürnberg,
bey Johann Eberhard Zeh.
1776.

Nachdem ich von meinem Obern den Auftrag erhielt, dem Heile der Seelen in Westindien zur größern Ehre Gottes obzuliegen, faßte ich den Entschluß, mein Vaterland zu verlassen, und diese so weite, und gefährliche Reise, aus Liebe Gottes, und des Nächsten, auf mich zu nehmen, die ich auch wirklich den 14ten Februar, 1749, im acht und zwanzigsten Jahre meines Alters mit noch drey andern aus unserm Orden zu Wirzburg antrat. In Bamberg beurlaubte ich mich von meinen Aeltern und Anverwandten, und setzte meine Reise über Nürnberg nach Augsburg fort. Hier muste ich mich länger verweilen, biß die andern Jesuiten, mit welchen ich nach Italien reisen sollte, von dem obern Rheinstrome ankamen. Den 28 Februar verließ ich mit noch neun Reisegefährten diese schöne Reichsstadt, und erblickte nach einigen Tagen in dem kleinen Städtchen Weilheim die großen Berge von Tyrol, deren hohe Spitzen weit über die Wolken hervorschimmerten.

2. März. Erreichte gegen Sonnen Untergang die Oefnung dieses Gebirges, und übernachtete in dem Gasthause eines Wirthes, der sich zehn Jahre in Spanien aufgehalten hatte. Ich hörte von ihm mit Freuden die Sitten, Gebräuche und Lebensart der Spanier, und er versicherte mich, daß er niemal wieder nach Deutschland zurückgereiset wäre, wenn ihn nicht seine üble Gesundheit dazu vermüßiget hätte. Er sagte mir, daß allda solche Leute anzutreffen wären, die gegen die Deutsche sehr wohl gesinnt, und mit ihnen das Herz theilten. Zum Abschiede gab er mir ein in spanischer Sprache gedrucktes Büchlein, damit ich mich schon auf der Reise darinn üben könnte. Nachdem wir über Jnspruck, Bozen, Trient und Roveredo zu Brescia angekommen waren, übersandten Seine Eminenz Herr Cardinal Quirini, damaliger Bischoff, mir und meinen Reisegefährten frische Weintrauben nebst andern guten Baumfrüchten in das Haus der Herren Jesuiten. Wir machten ihm am folgenden Tage unsere unterthänigste Aufwartung, und nachdem wir seinen schönen und herrlichen Büchersaal gesehen hatten, wurden wir von ihm, nach einem langen Gespräche, in höchsten Gnaden mit seinem bischöflichen Seegen entlassen.

Jch setzte von hier meine Reise nach Mayland fort, wo ich bey Sonnen Untergange anlangte, und in unserm Profeshause abtrat. Jch besah alles Merkwürdige dieser großen Stadt, kam sodann nach

Pavia,

Pavia, und durch etliche Dorfschaften des Gebietes von Savoyen, wo ich und meine Gefährten in einem Gasthause gefragt wurden, ob die Deutschen auch in der Fasten Frösche äßen? Wir antworteten, ja; da sie aber auf den Tisch gebracht wurden, waren es nicht nur die hintern Fröschschenkel, sondern die ganze geschundene Frösche mit ihrem Ingeweide, in einer wohlriechenden Brühe eingemacht. Wir sahen einander mit lachendem Munde an, und es vergieng uns aller Lust in Italien Frösche zu essen. Die Frau Wirthin verwunderte sich sehr, daß wir von einer so guten Speise nicht essen wollten; allein wir sagten ihr, daß die Deutschen nur allein die hintern Schenkel der Frösche zu essen pflegen; worauf sie ganz zornig sagte: So müssen die Deutschen sehr vernaschte Mäuler haben, und nicht wissen, wie die Frösche zu essen sind. Bey Sonnenuntergange langte ich am Poflusse an, über diesen wurden wir samt der Kutsche und Pferden auf einer fliegenden Brücke übergesetzet. Es überfiel uns auf der andern Seite des Flusses die Nacht, welche so finster eintrat, daß der Kutscher kaum den Weg mehr erkennen konnte. Wir wurden mit samt der Kutsche, doch ohne Schaden, umgelegt. Der Kutscher erblickte endlich einige Lichter auf einer Anhöhe, wohin er alsobald seine Pferde und Kutsche richtete. Allein die Strasse war so schlimm und bodenloß, daß er mehr als zwo Stunden mit seinen Pferden zu arbeiten hatte, biß er die Anhöhe errei-

chen konnte. Allda fanden wir einige Bauernhütten, und übernachteten in einer derselben auf Stroh, mit fast leeren Mägen, weil nichts anders aufzutreiben war, als wenige Eyer. Bey anbrechendem Tage machte ich mich auf, und kam über Tortona und Novi, welches eine kleine Stadt im genuesischen Gebiete ist, des Nachts nach Gavi, allwo ich von einem deutschen Officier, der den allda liegenden Truppen vorstund, sehr höflich, ob er schon ein Calvinist war, empfangen wurde. Da in der ganzen Stadt kein leeres Wirthshaus mehr für uns anzutreffen, versah er uns mit Betten und Quartier, ließ auch unsere Kutsche und Geräthschaft die Nacht hindurch mit seinen Soldaten bewachen.

Den 21 März langte ich endlich um 9 Uhr Vormittags zu Genua an. So bald die große Strasse, so Strada Balbi genennet wird, ein Ende hatte, mußten alle unsere Sachen in das Profeßhauß unseres Ordens getragen werden, weil kein Fuhrwerk mehr, wegen der engen Gassen, zu gebrauchen ist.

Als ich mich zween Monate und etliche Wochen in Genua aufgehalten, gieng ich endlich am 28sten May zu Schiffe, meine Reise über das mittelländische Meer nach Cadix fortzusetzen. Das Schiff nennte sich Neptun, und war ein englisches. Es führte drey große Mastbäume, 14 Feldstücke, 4 Anker, deren der größte 12 Centner wog. Es trug 7000 Centner, ohne die Schiffsnothwendigkeiten

Eßwaaren,

Eßwaaren, und Menschen, deren 51 waren, mitzurechnen. Der Schiffcapitain, ein Engländer, war ein in dem Seewesen sehr erfahrner, überaus höflicher Mann, zugleich aber ein sehr hartnäckiger Freygeist. Er wollte durchaus nicht glauben, und zugeben, daß die Todsünden, so nur ein endliches von einem endlichen Geschöpfe begangenes Werk wären, von Gott mit einer unendlichen und ewigen Pein in der Hölle könnten gestrafet werden, weil alles dieses der unendlichen Barmherzigkeit Gottes entgegenstünde. Wir haben uns mit ihm mehr als eine Stunde, in einen hefftigen Schulstreit eingelassen, und legten ihm ganz klar alle Sätze und Grundschlüsse dieser katholischen Wahrheit und Lehre vor Augen; aber er fand auf alles seine Ausflüchte, bis wir ihn endlich so weit trieben, daß nach seiner Meynung und Lehre nothwendiger Weise auch die Teufel am letzten Gerichtstage müßten aus der Hölle erlöset, und seelig werden, weil sie auch nur endliche Geschöpfe wären, mithin ihre begangene Hoffarthssünden nur ein endliches Werk seyen ꝛc. Auf diesen Schluß wollte er nicht sogleich ja sagen; aber zuletzt, um nicht in seiner freygeisterischen Meynung irre zu werden, gab er solches zu, worauf dieser Schulstreit ein Ende hatte.

Am 29sten May wurden die Anker gelichtet, und um 11 Uhr Nachts segelten wir aus dem genuesischen Hafen in das hohe Meer hinaus. Der Wind

war zwar anfangs sehr günstig; allein kaum waren wir eine Stunde von der Stadt entfernet, so überfiel uns eine Meerstille, die unsere Reise dermassen hinderte, daß wir innerhalb drey Tagen, kaum zwo deutsche Meilen zurücklegten, und noch immer Genua im Angesichte hatten; die in Gestalt eines halben Mondes sehr prächtig ins Auge fällt. Wir waren sehr munter und aufgeweckt. Unser Schiffkapitain ließ uns, als ein rechtschaffener und freygebiger Engländer mit Essen und Trinken überaus wohl bedienen. Wir Deutschen wünschten einander Glück, daß uns das Seefahren so wohl anschlagen wollte, und vermeynten schon, wir hätten uns vor der Seekrankheit nunmehr keineswegs zu fürchten.

Den 2ten Junius erhob sich ein sehr starker und günstiger Wind, mit welchem wir in einer Stunde fünfe machten. Da aber das Schiff so geschwind bewegt wurde, wurden auch unsere Köpfe ganz schwindlicht, und unsere deutsche Mägen von der Seekrankheit heimgesucht. Der Schiffkapitain ließ uns mit Fleiß die niedlichsten und besten Speisen auffsetzen; aber es war umsonst, weder Speiß noch Trank schmeckte uns. Zum Glücke für uns dauerte diese Seekrankheit nur wenige Tage.

Den 4ten Jun. wurden wir wider unsern Willen von einem widrigen Winde in den ungestümmen und allezeit unruhigen Löwenmeerbusen (Golfe de Lion) geworfen. Kurz darauf erhob sich ein günstiger Wind,

Wind, der uns bis zu den balearischen Inseln führte. Aber am 5 Jun. überfiel uns um Mittagzeit ein so ungestümmer Sturm, daß sogar die Schiffleute in Schrecken und Furcht gesetzet wurden, der sich aber doch nach etlichen Stunden legte, und in einen so günstigen Wind veränderte, daß wir in einer Stunde 7 Stunden zurücklegten, und gegen den Abend die Insel Minorca zu Gesicht bekamen. Wie gnädig die göttliche Vorsehung in diesem Sturmwinde mit uns verfahren sey, haben wir nachmals zu Cadiz in einem Schreiben von Genua gelesen, da nach dem Zeugnisse dieses Briefes an dem nämlichen Tage an den Küsten Frankreichs und Italiens ein solcher Meersturm gewesen, daß viele Schiffe gescheitert, auch Leichname und Schiffstrümmer von den Meereswellen an das Ufer ausgeworfen worden.

Den 6ten hatten wir abermal einen so großen Sturmwind, daß dessen Hefftigkeit das Schiff zu stark auf die linke Seite neigen machte. Der Schiffskapitain untersuchte den Grund des Schiffs, und fand allda viel Wasser, welches er in aller Geschwindigkeit herauspumpen ließ; allein nach 10 bis 12 Minuten war eben so viel Wasser in dem Schiffsboden, als zuvor, daher wir uns bemüsiget sahen, zwischen den Inseln Minorca und Mallorca mit größter Gefahr, wegen der vielen Steinklippen und Felsen, davon diese Meerenge voll ist, den Seehafen

von Mahon zu suchen, in welchen wir gegen Abend glücklich einliefen, und Anker wurfen.

Minorca ist voller Gebirge und Waldungen, in welchen eine große Menge der schönsten Maulesel gezogen werden. Auf den Seiten des spanischen und französischen Meerufers hat sie auf den Hügeln und Anhöhen viele Bollwerke. Die Hauptstadt Mahon ist zwar nicht groß, doch sehr befestiget. Den schönen Seehafen hat nicht die Kunst, sondern die Natur selbst gemacht. Wir hielten uns allda zween Tage auf. Der Schiffkapitain kaufte frische Eßwaaren samt gutem Wein für uns ein, und die Schiffleute beschäfftigten sich unterdessen mit Ausbesserung des Schiffes. Da sie fanden, daß das Wasser nur durch etliche Ritzen der obern Bretter in das Schiff, wegen der großen Beugung auf die linke Seite, hineingedrungen, verstopften sie die Ritzen in kurzer Zeit und mit geringer Mühe vollkommen.

Den 8ten fuhren wir wieder von Portmahon in das hohe Meer, wurden aber bald darauf von einer Meerstille überfallen, die unser Schiff drey Stunden lang anbefftete. Am 9ten wurden wir von widrigem Winde gegen die Barbarey getrieben, damit wir aber nicht zu nahe an diese gefährliche Küste kommen möchten, richteten wir den 10ten um Mitternacht die Segel und das Schifsruder wieder

gegen

gegen Mallorca, wo wir auch, nachdem sich ein günstiger Wind erhoben, wiederum anlangten.

Den 12ten erhub sich abermal ein widriger und zugleich sehr ungestümmer Wind, der uns nöthigte, bald in das hohe Meer hinaus zu fahren, bald das Schiff wieder gegen diese balearische Inseln zurück zu wenden, biß wir endlich den 13ten die Insel Ivica erreichten. Sie ist die kleinste unter den balearischen Inseln, zwar bergicht, aber sehr fruchtbar an Getraide, gutem Weine, und Obst, vornämlich ist sie reich an gutem Salze, womit Spanien sowohl, als Italien versehen werden. Hieher werden viele Spanier ins Exsilium geschickt.

Den 14ten Junius, da wir kaum von dieser Küste in das hohe Meer kamen, erblickten wir von ferne ein großes Schiff, welches geraden Weges gegen uns seinen Lauf führte. Unser Schiffkapitain steckte alsobald nach Seegebrauch seine englische Flagge aus, auf welches der andere auch seine weiße Flagge zum Zeichen, daß er ein Franzos sey, aufsteckte. Da wir aber uns mehr und mehr näherten, vermerkte der unsrige, als ein wohlerfahrner Seemann, daß, wenn der Franzose Segel und Schiff nicht beyzeiten wenden würde, bis das unsrige vorbeyschiffte, nothwendiger Weise in dieser Linie, die beyde Schiffe hielten, beyde wegen der Wuth des Windes, mit größter Gefahr eines Schiffbruchs zusammen stossen müßten. Er rief daher alsobald durch das Sprachrohr dem

Franzosen

Franzosen nach Seegebrauche zweymal zu, seine Segel und Schiff zu wenden; allein der unverständige und unvorsichtige Franzos unterließ es beydemale. Hierauf schrie unser Schiffkapitain voller Bestürzung: Meine Herren! wir gehen alle zu Grunde, und befahl in aller Geschwindigkeit sein Schiff zu wenden, als das französische, so zuvor noch eine halbe Viertelstunde entfernet war, schon an das Hintertheil unsers Schiffes mit solcher Hefftigkeit anprellete, daß es alle äußere Zierrathen mit größtem Getöse und Erschütterung zerschmetterte, und in das Meer warf. Die französische Mastbäume, die sich in die unsrigen verwickelten, brachen ihre Spitzen ab, und drey Segelstangen wurden in viele Stücke zerschmettert, auch mehrere Segel zerschlitzet, und unbrauchbar gemacht. Wie einem zu Muthe sey, wenn die Todesgefahr so nahe ist, können allein diejenige wissen, die dergleichen traurige und gefahrenvolle Zufälle in der That erfahren haben. Unser Schiffkapitain versicherte uns, daß beyde Schiffe, wenn sie an den vordern Theilen wären zusammengestossen, wegen der Gewalt des Stosses nothwendig sich hätten eröffnen, und in wenig Minuten so viel Wasser schöpfen müssen, daß beyde ohne Rettung mit Leuten und Waaren in den Abgrund des Meeres versenkt worden wären; er betheuerte auch, er wolle auf dem Meer lieber Felsen und Sandbänke, als ein französisches Schiff in solchen Umständen antreffen: denn jenen könne er

nach

nach seiner Seewissenschaft besser ausweichen, als einem französischen Schiffe, dessen Schiffleute in der Segelkunst so übel erfahren wären, daß sie bey dergleichen Gefahr weder Segel noch Ruder zu richten wüßten.

Nach glücklich mit der Hülfe Gottes überwundener augenscheinlichen Lebensgefahr setzten wir mit dem nämlichen widrigen und stürmischen Winde unsere Fahrt fort, bis er sich gegen Abend legte, da uns dann eine Meerstille überfiel, worauf doch bald ein guter Wind erfolgte, der uns bis an die Insel Cabrera, die klein und unbewohnt, und nicht weit von den balearischen Inseln, und von der spanischen Küste entfernet ist, forttrieb. Es kam uns in dieser Gegend ein ungeheuerer großer, und langöhriger Fisch zu Gesicht, dessen Namen uns niemand auf dem Schiffe sagen konnte, weil keiner niemal ein solches Meerwunder gesehen hatte.

Den 16 Jun. sind wir mit gutem Winde bey der Insel Formentera, die eine von den pityusischen Inseln, und wegen der großen Menge der Schlangen nicht bewohnet ist, vorbeygefahren. Dieser Wind hat sich am folgenden Tage so verbessert, daß wir durch dessen Hülfe in einer Stunde 6 Stunden machten, mithin den 18ten Jun. bey dem Vorgebürge de Palos, so im Königreiche Murcien liegt, vorbeysegelten.

Den 19ten erreichten wir mit noch besserem Winde das Vorgebirge de Gates, so sich in dem Königreiche von Granada befindet, wo uns die sonderbaren hohen Berge zu Gesicht kamen, die in dieser zur Sommierszeit sehr hitzigen und warmen Landschaft das ganze Jahr mit Schnee bedeckt sind. Den 20ten langten wir bis an die angenehme und fruchtbare Gegend der Stadt Almeria, die auf der Landseite mit Bergen umgeben ist, und an den Küsten des Königreichs Granada liegt.

Am 30 Jun. erblickten wir nach vielen ausgestandenen Windstürmen, das hohe africanische Gebürge und die Küsten der Barbarey mit so günstigem Winde begleitet, daß wir die Städtchen Castel de Ferro, Almuñecar, und Velez Malaga in kurzer Zeit hinter uns ließen.

Den ersten Jul. entdeckten wir das Castel Fuengerola, und da sich der günstige Wind in eine Meerstille verändert hatte, mußten wir bey der Stadt Malaga stehen bleiben. Um Mittagszeit kauften wir von den Fischern etliche Meerkrebse, eine Meerschildkröte, nebst einem überaus schmackhaften Meerfische, der 60 Pfund schwer war, und in spanischer Sprache Brucho genennet wird. Der Schiffkapitain sah, daß der widrige Wind sich wiederum erhob, auch stündlich mehr und mehr zunahm, und berathschlagte sich mit seinem Steuermann, ob es besser wäre, in den Seehafen von Malaga, an dessen Thüre wir

stunden,

stunden, einzufahren, oder unsere Reise bis Fuengerola, so noch zwo Stunden entfernet war, fortzusezzen? Es wurde aber beschlossen, die Stadt Malaga zu verlassen, weil wir, wenn sich ein günstiger Wind erheben sollte, aus dem Seehafen nicht wieder herausfahren könnten.

Die Stadt Malaga, die an dem Meerufer, an dem Fuße eines Berges im Königreiche Granada liegt, hat ein schönes Arsenal auch einen guten Seehafen, der durch zwo auf dem Berge liegende Citadellen, deren die eine Alcazava, die andere Gibralfaro genennet wird, wohl beschützet ist. Sie ist nicht groß, aber doch sehr volkreich, treibet gute Handlung, absonderlich mit ihrem köstlichen Weine. Sie hat einen Bischoff, der allda auch seine Wohnung hat.

Den zweyten Julius warfen wir Anker in dem Meerbusen von Fuengerola, und stiegen folgenden Tag an das Land. Wir verfügten uns in das Schloß, wo wir von dem da liegenden Hauptmanne sehr höflich empfangen wurden. Die Priester lasen in der Schloßkirche die heilige Messe, und die andern, die nicht Priester waren, empfiengen das heilige Abendmahl. Die junge Frau Hauptmännin richtete uns unterdessen für unsere Bezahlung eine stattliche Mahlzeit zu, welche uns nach so vielen ausgestandenen Drangsalen über die massen erquickte, absonderlich, da der Herr Hauptmann von dem besten Wein

von Malaga auf die Tafel setzen ließ. Beyde begleiteten uns des Abends auf unser Schiff. Der Schiffkapitain hatte sich unterdessen in das nächste Städtlein begeben, um Wein, Brod, und andere Eßwaaren für das Schiff einzukaufen; da er aber solches mit seinem kleinen Nachen wollte auf das Schiff bringen lassen, so verwehrten es ihm die spanischen Reuter, welche die Küste bewachten, da sie doch solches einzukaufen zuvor erlaubt hatten. Unser Schiffkapitain versprach ihnen so viel Geld zu bezahlen, als ihm die Waaren gekostet hatten, wenn solche nur ihm einzuschiffen verstattet würde; allein die groben spanischen Knöpfe wollten durchaus nicht, ob sie schon der Hauptmann und seine Liebste, die ihnen als Reutern nichts zu befehlen hatten, inständigst ersuchten. Sie gaben zur Antwort, sie hätten uns Wasser und Brod genug einschiffen lassen, mithin hätten wir bis Cadiz sattsame Lebensmittel. Es stund nicht weit von uns noch ein anderes Schiff aus Catalonien, welches drey Tage zuvor, eben auch wegen des widrigen Windes hier geankert hatte. Der catalonische Schiffkapitain ließ uns durch einen Fischer heimlich sagen, wir sollten ihm um Mitternacht unsern Nachen zuschicken, er wollte uns mit allen nothwendigen Sachen versehen; da aber die erwähnte ungeschliffene Reuter auf der Küste solches argwohnten, schickten sie alsobald eine Schildwacht auf das catalonische Schiff, welche die ganze Nacht hin-

durch

durch allda wachen muste, daß uns also von der Güte und Höflichkeit des catalonischen Schiffkapitains nichts zukommen konnte.

Den 4ten Jul. erhob sich bey Sonnenaufgang ein günstiger Wind, der uns bis Ceuta und Gibraltar glücklich forttrieb. Bey dem Eingange des gibraltarischen Seehafens hielt uns eine Meerstille etliche Stunden auf. Wir ergötzten uns unterdessen über die massen mit Betrachtung dieser zwo sehr schönen Vestungen. Die Stadt Ceuta ist zwar den Spaniern zugehörig, liegt aber bekannter massen in dem Königreiche Fez in der Provinz Habata in Africa, an dem Fuße des Berges Avila, und ist sehr wohl befestiget. Die Citadelle stehet auf der Spitze des an dem Meerufer liegenden Berges, und ihre Mauern laufen bis an das Ufer. Der Seehafen ist zwar schön, doch nicht fähig, daß große Schiffe sich hinein wagen könnten. Unser Kapitain sagte uns, daß er kaum 2 bis 3 Klaftern in der Tiefe habe. Es wohnet hier ein spanischer Bischoff, der aber ein geringes Einkommen hat, und deswegen nach 4 oder 5 Jahren, wenn ein anderer Bischoff in Spanien mit Tode abgehet, besser versorget wird. Gibraltar, so auf spanischer Seite liegt, und der Krone England zugehöret, ist noch viel stärker befestiget. Die Stadt ist klein, stehet an dem Fuße des Berges dieses Namens bey dem schönen Seehafen, wo beständig große englische Schiffe einlaufen. Rings herum auf den Ber-

gen und Anhöhen wird der Seehafen und die Stadt von starken Bollwerken und Citadellen beschützet. Bey dem Eingange der Meerenge dieses Namens ist der Berg von oben bis unten mit starken Gewölbern unterstützt, und durchbrochen. Die in schönster Ordnung stehende Kanonen strecken durch diese Felsenlöcher ihre Mündungen heraus, und machen allen feindlichen Schiffen den Paß sehr gefährlich.

Die umliegende Gegend war wegen der grünenden Berge, Gärten und Felder sehr angenehm anzuschauen. Wir gedachten noch selbige Nacht wiederum in das hohe Meer auszulaufen, allein es verwehrten uns die stürmischen Meereswellen die Ausfahrt.

Den 5ten Jul. Morgens früh, nachdem die Schiffleute ihr gewöhnliches Geschenke empfangen, versuchten wir abermal solches, aber umsonst, bis wir endlich Nachmittags um 2 Uhr in Begleitung noch 4 anderer großen Schiffe ausfuhren, und in die gibraltarische Meerenge eintraten. Wir bewunderten auf der Küste von Africa die maroccanischen Lustschlösser und schöne Gebäude, welche nahe an der Küste stunden; auf spanischer Seite aber ergötzten uns die schönen Städchen und Dorfschaften, bis wir gegen 6 Uhr Abends Tanger zu Gesichte bekamen. Es liegt diese Stadt im Königreiche Fetz in Africa in der Provinz Gabata am Ende der Meerenge gegen das große Weltmeer zu. Sie war ehedessen sehr befestiget,

festiget, und mit einem guten Hafen versehen, wo die meisten maroccanischen Seeräuber ihren Sitz hatten. Dieser war zwar durch zwo starke Citadelle tapfer beschützt; allein Stadt und Vestung wurden doch durch die von maroccanischen Seeräubern sehr beleidigten Engländer erobert, geschleift, ihr schöner Seehafen unbrauchbar gemacht, und also wiederum verlassen. Nachher ist sowohl die Stadt und Vestung von den Maroccanern wieder erbauet worden, aber der Seehafen ist nicht mehr in guten Stand herzusetzen.

Nach zurückgelegter Stadt Tanger, und Spitze des Königreichs Marocco, befanden wir uns schon nach Sonnen Untergange in dem großen Weltmeere. Der Schiffkapitain befahl alle Segel, nur ein einziges ausgenommen, einzuziehen, und allezeit gegen das hohe Meer das Schiff zu richten, um nicht in Gefahr zu laufen, bey finsterer Nacht an einen verborgenen Felsen, deren in selbiger Gegend sehr viele sind, anzuprellen; da er aber im Schlafe begriffen war, wurde das Schiff unverhofft von dem starken Winde schon nahe an einen getrieben, welcher Gefahr dennoch andere Schiffleute, die sorgfältig wachen, bey Zeiten vorkamen.

Den 6ten nach Sonnenaufgange erblickten wir zu unserem größten Troste die große Handelsstadt Cadiz, in deren Seehafen wir Anker werfen

musten. Der Schiffkapitain legte alsobald seine Seekarte vor sich, in welcher die gefährliche Einfahrt sehr genau verzeichnet war, und richtete nach solcher den Lauf seines Schiffes mit aller Sorgfalt. Denn auf einer Seite hat dieser Eingang einen verborgenen Felsen, der von den Schiffleuten der Diamant genennet wird. Auf der andern aber befinden sich unterschiedliche Klippen, die doch etwas über das Meer erhoben sind, und von den Spaniern los puercos, die Schweinlein, genannt werden. Durch diese gefährliche Einfahrt kamen wir mit göttlicher Hülfe glücklich in den Seehafen, wo wir um 8 Uhr früh Anker wurfen. Dieser Hafen ist einer der größten, er hat im Umkreise 4 Stunden, und kann mehr als 300 große Schiffe fassen. Auf beyden Seiten sind zwey feste Schlösser, die ihn so wohl, als die da stehende Schiffe beschützen. Allhier kommen alle Waaren zusammen, welche die Spanier nach Indien, und von da zurückbringen. Die Stadt Cadiz im Königreiche Sevilla, ist zwar nicht sehr groß, aber wohl gebauet, und über die massen stark befestiget. Sie ist gegen die Meerseite mit geraden ausgehauenen Felsen verwahret; gegen die Landseite aber hat sie einen tiefen Graben, nebst zwo Bastionen, welche die ganze Breite der Insel an derselbigen Seite einnehmen. Sie ist einer der wichtigsten Plätze der ganzen spanischen Monarchie, und von sehr reichen Kaufleuten bewohnt, welche durch ganz Europa die schönsten

Waaren-

Waarenlager haben. Die deutschen Kaufleute bewohnen eine ganze sehr lange Gasse der Stadt. Sie handeln blos mit feinem böhmischen Glase, und augsburgischen Kupferstichen. Dieser Handel ist ihnen sehr einträglich, weil solche Waaren hier zu Lande hochgeschätzet und theuer verkaufet werden. Der hiesige Bischoff stehet unter dem Erzbischoffe von Sevilien. Die Insel Cadiz hänget gegen Osten durch eine schöne steinerne Brücke an das feste Land an. Sie wurde ehedessen von den Heiden die Insel der Göttin Juno genannt, und liegt zwischen der Meerenge von Gibraltar, und dem Einflusse des Guadalquivir, nicht weit von den Küsten des Königreichs Andalusien, von welchem sie durch einen Canal des Meers abgesondert wird. Sie ist überaus fruchtbar an Weide, mithin mit vielem Vieh wohl versehen. Sie hat nur 7 Stunden in der Länge, in der Breite aber kaum 3, an einigen Orten wird sie nicht über eine Stunde breit geschätzet. Man sieht daselbst 2 Thürme, als Ueberbleibsel eines alten Gebäudes, welche man die Säulen des Herkules nennet. Der Meerbusen, oder die Baye von Cadiz, ist ein kleines Stück von der Meerenge dieses Namens, und wird von vielen Schlössern, Bollwerken, und Schanzen, die alle mit vielem groben Geschütze auf das beste versehen sind, wohl verwahret; unter welchen die vornehmste Matagorda und Puntal sind, die am engsten Orte des Meerbusens gegen einander über

liegen, und alle beyde insgemein los Puntales genennet werden. Um diesen Meerbusen herum liegt auch das kleine Städtlein Puerto real, und die Stadt el Puerto de Santa Maria.

Sogleich nach unserer Ankunft in diesem Seehafen wurden wir von einigen Herren, die der Statthalter nach Gewohnheit abgeschickt hatte, in unserm Schiffe heimgesucht, die sich erkundigten, was der Schiffkapitain für Leute und Waaren führe, und wie lang er sich allda aufzuhalten gesinnet wäre. Nachdem sie alles untersucht hatten, kündigten sie uns den Befehl des Statthalters an, nach Seegewohnheit noch 3 Tage auf dem Schiffe zu verbleiben. Wir stellten ihnen vor, daß es uns an allen Nothwendigkeiten gebräche, worauf sie uns versicherten, daß sie alle nothwendige Sachen aus der Stadt in einem Nachen täglich uns wollten abfolgen lassen. Sie schickten uns alle Morgen den besten Wein, Brod, Fleisch, und andere Eßwaaren, samt den besten spanischen Früchten für den ganzen Tag, und zwar in allem Ueberflusse, bis wir den 10ten Julius nach erhaltener Erlaubniß um 8 Uhr früh auf einem grossen Nachen samt unsern Waaren nach der Stadt el Puerto de Santa Maria übergesetzet wurden, allwo uns die Unsrigen, die uns schon längst erwarteten, mit größter Liebe und Höflichkeit empfiengen. Diese Stadt ist zwar nicht eine von den größten, doch ist sie größer, als Cadiz, und liegt viel angenehmer in

schönster

schönster Ebene an dem Flusse Guadalete, der in den Meerbusen von Cadiz fällt. Sie ist zwar ein offener Ort ohne Mauern und Bollwerke, doch liegen allezeit viele spanische Fußgänger und Reuter da in Besazzung, wegen des Seehafens von Cadiz, der sehr nahe an der Stadt liegt. Nicht wenige von den Kaufleuten treiben allhier, wie zu Cadiz, ihre reiche Handelschaft. Sie ist wohl gebauet mit langen, breiten und gleichen Gassen, und hat sehr viele schöne und prächtige Gebäude, wie auch angenehme Spaziergänge.

Ich ruhete allhier im Julius und Augustmonate aus. Während dieser Zeit sah ich die zwey großen Feste des heiligen Apostels Jacob, und der heiligen Mutter Anna, höchst feyerlich begehen. Am Vorabende des erstern Festes wurden alle Glocken sowohl in dieser, als in der gerade gegen über liegenden Stadt Cadiz geläutet, sodann alle Stücke sowohl der Vestung, als der Citadellen und Schlösser, die um den Seehafen herumliegen, abgefeuert. Alle Schiffe steckten ihre Flaggen und Wimpeln auf, und brannten in schönster Ordnung gleichfalls ihre Stücke loß, welches Knallen das Echo von dem Meerufer und den umliegenden Bergen beantwortete.

Das andere Fest wurde nicht mit Lösen des Geschützes gefeyert, sondern um 8 Uhr Nachts wurde bey der kleinen Kapelle der heiligen Anna, so ausser

der Stadt an dem Flusse Guadalete und Seehafen stehet, ein sehr prächtiges und sehenswürdiges Feuerwerk abgebrannt. Es wurde eine Festung und ein Kriegsschiff vorgestellt, welche gegen einander schossen und bombardirten. Dieses künstliche Feuerwerk dauerte schier eine Stunde unter sehr vielen und schönsten Vorstellungen zu größter Ergötzung der Augen, dergleichen ich niemals gesehen, noch Zeitlebens in Deutschland mehr sehen werde. Nach dem Mittagessen pflegte ich mich mit andern auf unser Luftthürmchen zu begeben, wo die gewöhnliche Zeitvertreibungsstunden gehalten wurden. Wir erblickten einst von ferne drey große französische Schiffe mit ihren weissen Flaggen, die in den Seehafen einfahren wollten. Die zwey erstern segelten glücklich durch die zween verborgene Felsen hindurch, das letztere aber prellete entweder durch den Sturmwind, oder durch Unvorsichtigkeit des Schiffkapitains an die Felsen los puercos genannt, und blieb auf solchen stecken. Sie lösten alsobald drey Stuckschüsse nach einander, und begehrten durch dieses Zeichen von der Stadt eilends Hülfe, welche sie auch alsobald erhielten. Es wurden viele große Boote abgeschickt, welche alle Leute des verunglückten Schiffes retteten, aber nicht verhindern konnten, daß nicht die meisten Kauffmannswaaren zu Grunde giengen. Das angeprellte Schiff muste völlig unbrauchbar auf dem Felsen stehen bleiben, von welchem die Schiffleute

leute einige Tage hindurch so viel ablöseten, als ihnen möglich war. Auf eben diesem Lustthürmchen sah ich schier täglich um 3 Uhr Abends die Herren Franziscaner, der viele waren, und welche ausser der Stadt, doch nicht weit von solcher entfernet, in einem großen, und sehr annehmlich liegenden Kloster wohnen, in schönster Ordnung mit niedergeschlagenen Augen vorbeygehen. Ich fragte die Spanier, wohin sie denn alle Tage sich begeben? Sie antworteten, sie giengen spazieren, und ließen sich über den Fluß Guadalete in kleinen Nachen auf die trockene Sandbank übersetzen, allwo sie nach Landesgewohnheit sich in dem Meerwasser badeten. Ich wollte solches durchaus nicht glauben, und hielt es für eine spanische Lüge, mit welcher sie mich scherzweise aufreden wollten. Allein sie brachten mir alsobald ein Seherohr, durch welches ich an den Ort sehen mußte. Da sah ich dann ganz deutlich diese seraphische Engel schneeweiß, wie sie Gott erschaffen, auf der Insel herumlaufen, und einander scherzweise in das Meer jagen, wo sie sich mit Freuden badeten. Ich ärgerte mich über die massen darüber; allein die Spanier lachten mich nur aus, und sagten, es wäre dieses hier zu Lande zu Sommerszeit wegen der großen Hitze gewöhnlich, um die Gesundheit zu erhalten. Ich aber mußte ihnen aufrichtig bekennen, daß mir weder solcher Gebrauch, noch solches Gesundheitsmittel gefallen könnte.

Weil ich mich noch ein ganzes Jahr und zwey Monate in Spanien, wegen vieler Geschäfte meines Schaffners, aufhalten mußte, wurde ich von ihm mit noch drey andern Deutschen nach Granada geschickt, um allda mein Studieren fortzusetzen. Bey dieser Gelegenheit habe ich das meiste von dem Königreiche Andalusien gesehen. Diese Landschaft hat zu ihren Grenzen gegen Osten Murcia, gegen Westen Portugal, gegen Süden Gibraltar und Granada, gegen Norden Neu-Castilien. Sie ist 90 Meilen lang, und 60 breit, und wird in 4 Theile abgetheilet, nämlich in das Gebiete von Cordova und Sevilien, in das Herzogthum Medina Sidonia, und in die Insel von Cadiz. Sie ist etwas gebirgicht, aber die fruchtbarste und gesündeste unter allen spanischen Provinzen. Die Pferde, die da gezogen werden, werden in ganz Europa hochgeschätzet. Sie hat auch allerhand Bergwerke von Gold und Silber, in welchen aber nicht gegraben wird, weil schon viel Silber aus Indien nach Spanien gebracht wird; blos die Bergwerke von Quecksilber werden hier gearbeitet, welches in das Königreich Mexico abgeführet wird, um mit solchem das Silber, so man allda gräbt, herauszuziehen.

Ich reißte über Xerez nach Granada. Xerez liegt an dem Flusse Guadalete, und ist groß und volkreich. Ihre Pferdezucht ist sehr berühmt; aber noch besser ist der Wein, welcher allda in allem Ueberflusse

wächset.

wächset. Der beste ist derjenige, dessen Farbe wie Wasser, oder wie ein heller Brandwein aussieht. Die schöne Karthause allda ist wegen ihrer sehr prächtigen Kirche würdig gesehen zu werden. Von Xerez kam ich durch viele schöne Dorfschaften und Marktflecken, nach Offuna. Sie ist die Hauptstadt des Herzogthums dieses Namens, zwar klein, und hat nicht viel Sehenswürdiges, doch hat sie eine Universität, aber sehr wenige Studenten. Von hier machte ich mich frühzeitig auf, und speißte zu Mittage in einem Gasthause, das ganz allein bey dem Eingange einer Einöde stehet, und wo noch etwas Wasser zu finden ist. Diese Wüste liegt in einer schönen Ebene, und ist nichts anders, als ein dicker Wald von Rosmarin, welcher allda an den meisten Orten fast mannshoch wächst. Dieser wohlriechende Wald hat mehrere Meilen im Umfange. Man braucht 8 bis 9 Stunden ihn durchzureisen, weil er die Hauptstrasse nach Granada ist. Es kann diese schöne und angenehme Wüstenev nicht bewohnet werden, weil nirgend frische Brunnenquellen, noch andere fließende Wässerlein darinn zu finden sind. Dennoch ist sie mit vielen schönen Dorfschaften und Marktflecken umgeben, welche ihre Schaafe, Ziegen und Rindvieh allda weyden lassen. Von dem vortreflichen Geschmacke des Fleisches kann allein derjenige urtheilen, der von selbigem genossen hat, denn es hat völlig den guten Geruch des Rosmarins. Ich reisete durch

diese

diese Rosmarineinöde von 5 Uhr Abends bis Morgens um 4 Uhr, weil man wegen der großen Sonnenhitze welche zur Sommerszeit kaum auszuhalten ist, des Nachts reiset. Ich kann nicht beschreiben, wie angenehm uns dieser Weg war, absonderlich des Abends bey Sonnenuntergange und früh morgens bey Sonnenaufgange, weil zur selbigen Zeit der meiste Rosmarin in der schönsten Blüthe stund, und den angenehmsten Geruch die ganze Nacht, die sehr heiter war, zur Lust und Vergnügen menschlicher Sinnen von sich gab.

Nach zurückgelegter Einöde nahm ich in dem ersten Gasthause des Königreiches Granada das Mittagmahl ein. Noch an selbigem Tage kam ich in der Hauptstadt Granada an. Sie hat sehr gesunde Luft, und die besten Brunnquellen. Die neue Stadt hat große, lange und breite Gassen, die mit den schönsten Gebäuden und Palästen prangen, in welchen der spanische Adel wohnet. Die Domkirche ist ein schönes großes, prächtiges, von puren Quatersteinen aufgerichtetes Gebäude, in welcher auch die schöne Kapelle der königlichen Gruft sehenswürdig ist. In einer vornehmen Pfarrkirche wird ein wunderthätiges Gnadenbild der schmerzhaften Mutter Gottes von den Spaniern verehret. Der Spital der barmherzigen Brüder, in welchem der heilige Johannes de Deo seinen Orden gestifftet hat, ist groß, und wohl für die arme Kranke eingerichtet. Die Kirche

dieses

dieses Klosters oder Spitals, in welcher der Leichnam des frommen Stiffters begraben liegt, ist mit ihren zwey Thürmen eine Zierde der Stadt. Außer diesem ist noch ein anderer königlicher Spital allhier, welcher auf dem Triumphplatze stehet. Dieser ist sehr groß, und werden viele Arme allda von dem königlichen reichen Allmosen und Einkünften ernähret. Der Triumphplatz liegt ausser der Stadt, doch also, daß er noch mit derselben vereiniget bleibet. Es ist ein großes Viereck, auf beyden Seiten mit schönen Häusern, auf der andern mit dem schon gemeldten königlichen Spitale und Capucinerkloster umgeben, auf der vierten aber, wo man auf die schönen umliegenden Felder und Gärten von Granada sieht, stehet er offen. In der Mitte befindet sich eine grosse steinerne Säule, auf welcher ein schönes in Stein fein ausgearbeitetes Mutter Gottes Bild stehet, so mit einem großen von Eisen durchbrochenen Gitter umgeben ist. Er wird der Triumphplatz genennet, weil allda der letzte Sieg gegen die Mohren, die sich in dieser Stadt viele Jahre fest gesetzt hatten, von den Spaniern erhalten wurde. Das Jesuiterkloster stehet bey dem prächtigen Universitätshause. Es ist ein großes, und schönes Gebäude, in welchem sich eine herrliche Apotheke befindet, aus welcher die ganze Stadt mit den besten und gerechtesten Arzneymitteln versehen wird. Die Jesuiterkirche ist groß, und wohl gebauet, und gleichet viel der bam-

bergischen. Hier wurde das Fest des heiligen Franciscus von Borgia sehr prächtig von dem spanischen hohen Adel gehalten, welcher sich dabey in eigener Person einfindet. Sowohl in dieser, als in andern Kirchen werden an allen hohen Festtagen viele Nachtigallen und Canarienvögel in ihren Häuschen aufgehangen, die absonderlich unter der Musik auch ihre angenehmen Stimmen hören lassen. Am Osterabende lässet man viele wohlgezierte Vögelein mit langen von Papier künstlich ausgeschnittenen Schwänzchen von oben in die Kirche herunter unter dem Gloria in excelsis abfliegen, welche von dem Volke unter einem großen Getöse gefangen werden. Ein solches Vögelein wird so hoch geschätzt, daß der spanische Adel eine Duplone dem bezahlet, der es gefangen hat, um dem Frauenzimmer mit solchem eine Verehrung zu machen. Was dieser lächerliche Gebrauch bedeuten soll, habe ich von keinem Spanier eigentlich heraus bringen können. Die schöne, große und im ganzen Königreiche berühmte Carthause stehet ausser der Stadt an einem kleinen Hügel, wo sie einen sehr großen und schönen Garten haben, der mit hohen Mauern umgeben ist. Ihre Kirche ist überaus schön wegen der vielfärbigen Steine, aus welchen die Altäre und Kirchensäulen verfertiget worden. Die Herren Carthäuser haben selbst die Steingrube, aus welcher dieser vornehme und schöne Stein gebrochen wird, den man

auch

auch in Silber und Gold zu fassen pflegt. Er dienet den Spaniern zu schönen Tabacksdosen. In dem Speisesaale dieser Geistlichen sah ich in der Mitte ein sehr schönes großes Gemälde, auf welchem das letzte Abendmahl Christi des Herrn mit seinen Jüngern vorgestellet ist. Es kam mir aber sehr wunderlich vor, daß an statt des Osterlammes ein großer Fisch in der Schüssel liegt. Man wußte keine Ursache davon anzugeben. Vielleicht haben diese Herren vor allen Fleischspeisen einen solchen Abscheu, daß sie auch so gar in ihrem Speisesaale nicht ohne Eckel ein gebratenes Osterlamm anschauen können. Auf dem nächst an der Stadt liegenden Berge stehet noch der alte Palast, wo die Soltane von Granada etliche Jahrhunderte gewohnet haben. Der Berg ist in etwas befestiget, und wird noch mit spanischen Soldaten bewacht. Der Palast ist zwar schon sehr alt, aber doch wegen des Alterthums würdig zu sehen. Man sieht noch die schönen Springbrunnen und Bäder, in welchen sich sowohl die arabischen Könige, als ihre Familie zu baden pflegten. Der große Speisesaal, der noch ganz schön und unverletzt da stehet, ist wahrhaftig ein Kunststück der arabischen Baukunst. *) Von da übersieht

man

*) So wohl in diesem Palaste Alhambra, als in dem zu Sevilla, und in der großen Moschee zu Cordova, von welcher die jetzige Kathedralkirche die Hälfte ausmacht,

sieht

man aus den Fenstern die ganze Stadt, und die umliegende schöne und angenehme Ebene mit gröster Ergötzung der Augen. Gleich an diesem maurischen Palaste wollte Karl V auch seinen königlichen Wohnsitz aufrichten. Der neue Palast, so mit dem maurischen vereinigt, ist sehr prächtig von dem feinsten Marmor aufgeführt. Ringsherum bey den untersten Fensterstöcken liegt zwischen den weißen ein schwarzer Marmorstein, in welchem das ganze Leben des Kaisers so kunstreich eingehauen ist, daß es von einem Künstler nicht besser und feiner könnte in Wachs eingetragen werden. Dieser neue Palast stehet schon zwey Stockwerke hoch; da aber währendem Arbeiten an diesem prächtigen Gebäude etliche kleine Erschütterungen der Erde vermerket wurden, stellten einige Neider, die dem Adel und den Innwohnern zu Granada das Glück und die Ehre, die königliche Residenzstadt zu werden, nicht gönnen wollten, dem Kayser die beständige Lebensgefahr wegen der Erdbeben vor, die sich mit der Zeit noch stärker könnten verspüren lassen. Dieses bewog den Monarchen, von seinem Vorhaben abzustehen, und das schöne und kostbare Werk

sieht man noch an den Wänden der Säle und Zimmer schöne arabische Aufschriften, die Herr *Miguel Casiri*, S. T. D. und königlicher Bibliothekar, mit Anmerkungen erläutert herausgeben wird, wie er mir bereits 1769 schrieb. S. Las Antiguedades y Excellencias de Granada; por *Francisco Bermudes de Pedaza*. En Madrid, 1608. 4. *M.*

Werk zu unterbrechen. Alle diejenigen, welche es sehen, verfluchen billig diesen spanischen Neid, und sagen: Der Neid des Teufels hat Adam und Eva aus dem Paradiese in das Elend verjagt, und der Neid des spanischen Adels hat die spanischen Könige aus dem schönen, angenehmen und gesunden Granada in das kothige, stinkende und ungesunde Madrid verwiesen. Oben auf dem nämlichen Berge befindet sich auch noch ein anders sehr angenehmes Lusthaus mit einem von unten bis oben an die Spitze des Hügels wohl angelegten Lustgärtchen, wo unterschiedliche schöne Springbrunnen rauschen, die auf beyden Seiten mit steinernen Sitzen umgeben sind, und von vielen dicht aneinander in schöner Ordnung gesetzter Granatäpfelbäumen überschattet werden, wodurch sowohl die Spazirende, als Ausruhende von den Sonnenstrahlen befreyet sind. Der Weg, der sowohl auf den Berg, als auf den andern Hügel führet, ist schön gepflastert, und hat auf beyden Seiten ordentlich gepflanzte hohe Bäume. Diese sind voll lieblich singender Vögel, welche allda das ganze Jahr hindurch ihren Wohnsitz haben, und die Ohren der Spazirenden mit ihren angenehmen Stimmen ergötzen.

Das Frohnleichnamsfest wird so wohl in dieser, als in andern spanischen Hauptstädten sehr prächtig begangen. Um den ganzen Markt herum, wo vier kostbar gezierte Altäre stehen,

werden schöne Triumphbogen gebauet, welche jährlich neu gemahlet werden, und die artigsten Sinnbilder mit spanischen und lateinischen Versen von diesem hochheiligsten Geheimnisse vorstellen. Auf dem ganzen Markte, welcher groß und viereckigt, und in der Mitte der Stadt stehet, wird ein Kunstgarten von den schönsten Blumen und Staudengewächsen angeleget, so daß man glauben sollte, als wäre er allezeit allda gestanden. Am Vorabende werden um 8 Uhr Nachts alle Glocken der Kirchen geläutet, auch alles große Geschütz so wohl auf der Festung, als um die Stadt herum, dreymal in schönster Ordnung abgefeuert. Nach diesem werden sehr künstliche Feuerwerke angezündet, die länger als eine Stunde, zur größten Ergötzung der Augen dauern. Am folgenden Tage wird der Umgang nur allein auf dem Markte, unter den aufgerichteten Triumphbögen gehalten, der einem Deutschen freylich lächerlich vorkommt. Denn vor dem hochwürdigen Gute tanzen viele Personen in Possenkleidern daher, nach dem Beyspiele des Königs Davids vor der Bundeslade. Die nahe an der Stadt schön angelegten Spaziergänge, in welchen so wohl der Adel, als andere Inwohner der Stadt, sich bey Abendszeit zwischen den schattigten und grünenden Alleen ergötzen, könnten nicht schöner seyn. Die umliegenden Gärten sind mit grünen Staudenhecken und Bäumen umgeben, durch welche viele angenehm rau-

schende Bächlein fließen, wo viele Nachtigallen mit ihrem schönen Gesange, besonders des Abends und Morgens das menschliche Gehör erlustigen. Ich habe mich mehrmalen mit einem Deutschen, der ein Meister auf der Queerflöte war, dahin begeben. Kaum ließ sich dieser hören, so umgaben uns alsobald diese fliegende Sängerinnen, die ihre Stimmen der Flöte zum Trotze erhoben.

Die Herren Jesuiten hatten in diesen Gegenden drey grosse und schöne Meyerhöfe. Der erste la Casa de Luis Gonzag genannt, liegt nur eine Viertelstunde von der Stadt, nach welchem ich mich mit noch vielen andern wöchentlich einmal frühmorgens zu begeben pflegte. Der Weg dahin ist über die Massen angenehm. Von der Stadt aus, gehet man über den Triumphplatz, nach welchem eine liebliche Anhöhe folget, die auf beyden Seiten des Berges mit großen, dicken, in schönster Ordnung gesetzten Bäumen pranget. Oben stehet ein schönes Kloster der Alcantariner, das der heilige Petrus von Alcantara gestiftet. Hinter dem Kloster erhebt sich der Hügel etwas mehr, und ist dick mit Haselnußstauden besetzet, in welchen viele Nachtigallen ihren Wohnsitz haben. Unten bey dieser grünen Allee geht der Weg fort, und an dem Fuße des Berges rauschet ein Bächlein vorbey, welches sich nahe bey dem Meyerhofe von einem Felsen mit einem angenehmen Geräusche herunter

stürzet. Der Meyerhof ist groß, und gleichet einem Kloster; es sind allda viele Schlafzimmer, ein großer Eßsaal, und eine schöne Küche. Das Aussehen dieses Hofes ist überaus angenehm, und der umliegende Garten voll der besten spanischen Früchte. Der andere, el Valle de Jesus, oder das Jesusthal genannt, liegt eine Stunde von der Stadt zwischen hohen Bergen. Man gelanget unter dem Schatten der dick da stehenden Haselnußstauden, an einem vorbeyfließenden Bächlein dahin. In der Mitte des Weges, unter dem Schatten vieler fruchtbaren Bäume, ist eine Mühle, in welcher mir das Zimmer gezeiget wurde, in welchem der berühmte Jesuit Sanchez sein gelehrtes Buch von der Sittenlehre geschrieben hat. Der Meyerhof ist mit vielen Zimmern, und allen Bequemlichkeiten wohl versehen. In diesem hielten wir uns jährlich 15 Tage zur Vacanzzeit auf. Die umliegenden Gärten sind mit herrlichen Früchten im Ueberflusse versehen, und die Anhöhen mit vielen Oelbäumen besetzt, aus deren Früchten das beste Baumöl ausgepresset wird. Der dritte Meyerhof, San Ignacio, liegt etwas mehr als eine Stunde von der Stadt entfernt, aber in der schönsten Ebene. In diesem brachte ich nur einmal mit vielen andern einen Tag zu.

Beynahe anderthalb Stunden von Granada ist der berühmte Berg, el Monte santo oder el Monte

de

de los Martyres genannt, auf welchem, nach den Zeugnissen alter Schriften, der heilige Apostel Jacobus mit seinen Jüngern viele Jahre gewohnet haben soll. Auf diesem stehet ein schönes wohl gebautes Canonicatsstift mit einer schönen Kirche. Die Herren Canonici sind zwar Weltpriester, leben aber beysammen in einem Hause, das einem Kloster gleichet. Sie lehren, wie auf andern Universitäten, alle Wissenschaften, und haben viele Schüler, die alle allda in die Kost gehen. Diese Geistliche leben nach den Regeln oder Sätzen, die ihnen der berühmte Jesuit Sanchez auf erzbischöflichem Befehle vorgeschrieben. Gleich an dem geistlichen Hause und Kirche, stehet noch der Ort, wo der heilige Apostel mit seinen Jüngern gewohnt haben soll. Auch stehen noch die Feueröfen da, in welchen zur Zeit der Verfolgung, von den Heiden viele heilige Märtyrer und Blutzeugen Christi verbrant wurden, die mit eisernen Gittern wohl verwahrt sind, damit nichts von der heiligen Asche entfremdet werde. Die uralten Schriften liegen wohl vermauert unter großen runden Steinen in den Oertern, wo sie gefunden wurden, welche alle von einem unserer Bollandisten, der auf Ansuchung der dortigen Geistlichen, aus den Niederlanden dahin gereiset, zu größtem Erstaunen aller Gegenwärtigen, gelesen und ausgeleget wurden. Er nahm auch von allen eine Abschrift mit sich, mit dem Versprechen, daß alles sollte zum Druck

befördert werden, unter dem Festtage der Translation des heiligen Jacobs, so jährlich am 30 December einfällt.

Nach verfloßenem Jahre wurde ich von meinem Vorgesetzten nach Cordova abgeschickt, die Priesterweihe zu empfangen, weil der Erzbischof zu Granada immer bettlägerig, mithin die Priesterweihe zu geben nicht im Stande war. Nachdem ich durch viele schöne Städtchen, Marktflecken und Dorfschaften gereiset, kam ich den dritten Tag zu Cordova an.

Nach verflossenen 2 Monaten, da ich die Priesterweihe empfangen hatte, kehrte ich wiederum über Montilla nach Granada zurück, las daselbst am Festtage des süßen Namens Jesu die erste heilige Messe, und verfügte mich hierauf wieder nach Cadiz, und nach dem Puerto de Santa Maria, um mich zur Abreise nach Indien in Bereitschaft zu halten.

Den 11ten October 1750 giengen wir das zweytemal zu Schiffe, unsere Reise nach Cartagena in Westindien fortzusetzen. Es waren unsrer 34 Jesuiten, 2 Geistliche aus dem Predigerorden, und 8 Kaufleute, deren einige nur nach Cartagena, andere aber mit uns bis nach Lima reiseten. Nebst den Bedienten, die uns aufwarteten, und den Schiffleuten, waren wir zusammen 96 Personen. Das

Schiff

Schiff war ein spanisches, so aber von den Engländern an die Spanier verkauft wurde. Es nannte sich la Virgen del Rosario, und führte 3 große Mastbäume, 4 große Anker, und 30 Stücke. Den 12 Oct. wurden die Anker gehoben, und früh um 7 Uhr fuhren wir aus dem Seehaven von Cadiz mit noch 2 andern Kriegsschiffen, deren ein jedes 80 Canonen zu unserer Beschützung führte, in das hohe Weltmeer hinaus. Das eine, ein spanisches, el Soberbio genannt, segelte nach Vera Cruz in Mexico. Das andere war ein englisches, el Principe Henriquez, welches uns zur Sicherheit gegen die maroccanische Seeräuber bis an die canarischen Inseln begleiten mußte, wofür dem englischen Kapitain von den zween spanischen 2000 harte Thaler bezahlet wurden.

Anfangs hatten wir einen sehr günstigen Wind, so daß noch selbigen Tag die Stadt Cadiz und das spanische Gebirge, aus unsern Augen verschwand.

Den 13ten October begegneten uns drey grosse holländische Schiffe; wir wurden mit ihnen schier den ganzen Tag von einer Meerstille aufgehalten. Den 14ten erhub sich um 2 Uhr Nachts ein günstiger Wind, der aber gegen 2 Uhr Abends sich wieder in eine Meerstille verwandelte. Bey dieser Gelegenheit schickte uns der englische Schifkapitain in einem kleinen Boote seinen Steuermann, der uns

unterrichtete, wie wir uns zu verhalten hätten, wenn sich etwann ein maroccanischer Seeräuber sehen lassen sollte. Gegen Abend um 6 Uhr fieng wieder der nämliche günstige Wind an, verschwand aber am folgenden Tage durch eine Meerstille. Unterdessen verkürzten uns die Schifleute mit schönen spanischen Tänzen die Zeit.

Den 16ten October bey anbrechender Morgenröthe erhob sich ein geringer Wind, der aber in kurzer Zeit in einen starken Sturm ausartete. Den 17ten folgte eine Meerstille, die doch gegen 10 Uhr früh ein geringer Wind verjagte. Den 18ten bey Sonnen Aufgange bekamen wir einen günstigen Wind, der sich aber in kurzer Zeit in einen so widrigen Sturm verwandelte, daß die Schifleute an eine andere Reise gedenken mußten. Er hielt den ganzen Tag und die ganze Nacht unter beständigem Blitzen mit solchem Sausen und Brausen des Meers an, daß wir alle auf dem Boden sitzen, und nur mit etwas kaltem den Hunger stillen musten. Den 19ten wüthete er noch immer fort, und der finstere Himmel schütete aus seinen schwarzen und schweren Wolken häufige Platzregen auf das Schif herunter. Die tobende Meereswellen schlugen auf allen Seiten mit größtem Ungestümme, und fürchterlichen Getöse an das Schiff an, und das über die massen tobende Meer verursachte uns Schrecken und Schaudern. Dieses dauerte so fort bis den

22ten

22ten Oct. da der sich aufheiternde Himmel unsere niedergeschlagene Gemüther wieder in etwas aufrichtete. Es zeigten sich auch kleine Feuerflammen, die hin und her in der Luft schimmerten, als gewisse Vorboten der Ausheiterung des Himmels, die auch den 23sten Oct. zu unserm grösten Troste erfolgte. Aber am 24sten erhub sich Abends der widrige und stürmische Wind, der das Meer in vorige Wuth setzte. Am 25 wurde es fast alle Augenblicke ärger: denn die finstern und schwarzen Wolken des Himmels goßen einen beständigen Platzregen herab, und gegen Mitternacht wurde die Ungestümme des Meers so groß, daß wir uns schon verlohren gaben. Der ganze Himmel spie aus den düstern Wolken um und um Blitze und Donner, der stürmische Wind sauste mit erschröcklichem Toben. Hier eröfnete das Meer ganze Abgründe des Wassers, dort erhoben sich hohe Wasser-Berge, die sich mit beständigem Anprellen an das Schiff, mehrmalen in solches stürzten. Alle Segel, nur ein einziges halbes ausgenommen, wurden eingezogen; das Steuerruder widersetzte sich, wegen der Gewalt des ungestümen Meers, den Kräften der Steuermänner, und wollte sich nicht mehr von einer Seiten zur andern wenden lassen. Wir brachten in unserem Zimmer die Zeit mit fürchterlichem Stilleschweigen im Gebete zu, gleich denen, die den Tod vor der Thüre erwarten. Gegen 2 Uhr des Nachts

fiengen die ungestümme Meerwellen an sich in etwas zu mindern, und auf den Mastbäumen kamen einige feurige Dünste, gleich einigen brennenden Fakeln zum Vorschein, welche die spanische Schifleute Santelmo nennen. Diese feurige Dünste steigen aus dem Meere, und schwingen sich auf die Spitzen der Mastbäume, wo sie von einer zu der andern springen, und nach einer Zeit in der Luft verschwinden. So lange sie sich auf den Spitzen der Mastbäume aufhalten, ist es ein Zeichen, daß sich der Sturm bald endigen werde, steigen sie aber herab, und setzen sich auf das Verdeck, so wird gemeiniglich der Sturm noch stärker, und das Schiff geräth in Gefahr zu scheitern oder unter zu gehen. Da nun diese feurige Dünste auf den Spitzen der Mastbäume verblieben, und allda nach einiger Zeit verschwanden, stimmte der Schiffkapitain voll Freuden und Trost das Gegrüset seyst du Königin ꝛc. an, welches die andern Schiffleute dreymal biß an das Ende fortsangen. Hierauf schickte er alsobald einen in unser Zimmer mit der frölichen Nachricht, daß wir nichts mehr zu fürchten hätten. Den 27sten Oct. näherten sich die drey Schiffe zusammen, und erzählten einander durch das Sprachrohr ihre ausgestandene Angst wegen des gefährlichen Sturms, ohne daß eines von dem andern abgesondert worden. Den 30sten Oct. bließ ein sehr günstiger Wind in unsre Segel, und gegen 4 Uhr

Abends

Abends steckte das englische Kriegsschiff seine Flaggen aus, zum Zeichen, daß man schon die kanarische Insel sähe, welches auch die zwey andern thaten, nachdem sie gleichfalls selbige erblickt hatten. Gegen Sonnenuntergang waren wir so nahe daran, daß wir sie bey heiterem Himmel mit blosen Augen sehen konnten. Den 31sten Oct. befanden wir uns bey Sonnenaufgange nahe bey der ersten dieser Inseln, die schon genug bekannt sind.

Den ersten November warfen wir und das englische Kriegsschiff Anker vor Teneriffa; das spanische aber, el Soberbio genannt, setzte seine Reise nach Vera Cruz im Königreiche Mexico fort. Der Schiffkapitain nahm von uns mit 8 Stuckschüssen Abschied, auf welches erstlich der Engländer, nachmals wir, mit eben so viel antworteten. Die Insel Teneriffa ist eine der wichtigsten unter den canarischen. Sie ist sehr fruchtbar an Getraide, Zucker, und gutem starken Wein, der doch sehr süß, und mehr für das Frauenzimmer, als Mannsleute ist. Sie ist auch sehr wohl bevölkert. Ihren berühmten Berg Pico, der 2283 Feldmeßruthen hoch ist, siehet man auf dem Meere bey heiterem Wetter auf 60 Stunden weit. Es befinden sich auf derselbigen 2 große Städte Laguna und Oratava, deren die letztere einen guten Seehafen hat, der von einer starken Citadelle beschützt wird. Es wird allda der gröste Handel getrieben. Die Engländer haben

einen Consul und verschiedene Factore daselbst. Laguna ist die Residenz des spanischen General Gouverneurs von allen canarischen Inseln. Sie ist wohl gebauet, und hat 2 Pfarrkirchen, 2 Nonnen- und 4 Mönchsklöster. In ihrer Gegend wächst der beste in der Welt so berühmte Malvasierwein. Die Insel hat auch einige andere kleine Städte, unter welchen die berühmste Santa Cruz ist, in deren schönem Seehafen wir Anker warfen, an das Land giengen, und uns 3 Tage lang auf der Insel umsahen. Am folgenden Tage nach unserer Ankunft warf auch das spanische Kriegsschiff Epiridion allhier Anker. Es war einen Tag nach uns von Cadiz abgefahren, und führte den Erzbischoff von Lima nach Peru. Wir bestiegen alsobald ein Boot, ihm unsere Aufwartung zu machen, und wurden sehr höflich von ihm empfangen. Es lag auch in diesem Hafen ein indianisches Schiff, la Limenia genannt, welches von Lima nach Cadiz mit Geld und Kaufmannswaaren absegelte. Es wurde aber 5 Tage zuvor bey den africanischen Küsten von 2 moroccanischen Seeräuberschiffen angegriffen. Die Schiffleute wehrten sich sehr tapfer, und da sie zuletzt zum Abfeuern keine eiserne Kugeln mehr hatten, luden sie ihre Stucke mit spanischen Thalern. Das beständige Canonieren wurde von 2 Portugesischen Kriegsschiffen gehöret, die gegen die maroccanischen Seeräuber streiften. Sie kamen eilends dem spanischen

Schiffe

Schiffe zu Hülffe; aber da dieses die Seeräuber vermerkten, liesen sie das angegriffene Schiff fahren, und eilten über Hals und Kopf nach ihren africanischen Küsten zurück. Das siegreiche peruanische Schiff flüchtete in diesen Seehafen von Teneriffa, um ausgebessert zu werden.

Den 5 November um 4 Uhr Abends hoben wir wieder die Anker, und erreichten am folgenden Nachmittage die 3 leztern canarischen Inseln Gomera, Hiero oder Ferro, und Palma.

Den 7ten November verlohren wir alle canarische Inseln aus den Augen, und am 8ten liefen wir in den Golfo de las Damas, oder in das Frauenzimmer-Meer ein. Dieses wird von den Seeleuten so genennet, weil allda niemal ein Sturm zu fürchten, indem täglich der günstige Ostwind bläset, der die Schiffleute nach Westindien in ihrer Schiffahrt treflich befördert. Die Rückfahrt aber von Indien nach Europa kann nicht über dieses Meer genommen werden, weil allda kein anderer, als nur der Ostwind bläset, der den Zurückreisenden völlig zuwider ist. Daher müßen sie von Cartagena aus ihren Weg nach Havana durch den gefährlichen Canal von Bahama nehmen, um in den Golfo de las Yeguas, oder in das Stuttenmeer zu kommen, und allda einen günstigen Wind nach Europa zu suchen.

Den

Den 12ten traten wir in den Sonnenwendekreis des Krebses ein, dessen sehr überlästige Hitze wir genugsam empfanden, besonders von 9 Uhr früh biß 4 Uhr Abends, wenn uns eine Meerstille hemmte, oder sich kein frischer Wind erheben wollte. Hier verkündigten die Schiffleute unter dem Klange der Trompeten den Befehl ihres Königes Neptuns, den sie an dem mittlern Mastbaume aufhenkten. Es war ein lustiges Schauspiel. Um 1 Uhr Nachmittags verkleideten sich alle Matrosen als Soldaten, und zogen von dem vordern Theile des Schiffs in schönster militärischen Ordnung mit Trommel und Pfeifen, mit Flinten auf den Schultern, und Säbeln an der Seite gegen den hintern Schifftheil, wo der Thron ihres Meerkönigs Neptuns schon aufgerichtet stund, den sie in Figur eines halben Mondes umgaben. Hierauf ließ sich der Meerkönig, der oben auf dem Mastbaume in der Schildwachthütte verborgen lag, an einem Stricke herab, und ward sogleich von seinen Soldaten auf den Thron gesetzt. Der Schiffkapitain wurde am ersten mit seinen 3 Steuermännern vor Gericht gerufen, den er ganz zornig mit diesen Worten anredete. „Vermeßener „Mensch! wer hat dir die Erlaubniß gegeben, bis „in das innerste meines Reichs zu dringen, und „mich in meiner Ruhe zu stören? Weißt du nicht, „daß sich niemand ohne mein Wißen und Willen un„terstehen darf, bis in diese Gegenden zu schiffen?„

Der

Der Schiffskapitain entschuldigte sich mit den Seinigen, so gut als er konnte; allein er bekam doch einen starken Verweiß von dem Meerkönige, wie auch alle andere, die nach und nach vor ihn gerufen wurden. Zuletzt legte er allen die Strafe auf. Der Kapitain, nebst andern Wohlhabenden mußte ohne Verzug 3 Maaß Wein, entweder in natura, oder in Geld, die andern vom Mittelstande 2 Maaß, die letztern, die nicht viel hatten, eine Maaß erlegen; wer nun diese Strafe nicht bezahlen konnte, wurde alsobald an einem Seile wohl angebunden, dreymal in das Meer hinein getaucht.

Den 18ten Nov. umgaben die sogenannten Voladores, oder fliegende Fische, *) unser Schiff rings herum, deren einige in dasselbe fielen. Denn wenn ihre Flügel in der Luft trocken werden, müssen sie wieder in das Meer herunter fallen. Sie sind nicht größer, als ein Häring, ihre Flügelchen sind wie an den Fledermäußen. Die Fische sind sehr gut zu essen.

Den 3ten December feyerten wir mit Absingung eines hohen Amtes das Fest unsers Indianer-Apostels, des heiligen Xaviers, wobey alle Schiffleute mit Flinten aufzogen, und dreymal in schönster Ordnung Feuer gaben.

Den

*) Exocoetus uolitans *Linn.* Hirundo *Rondelet.* Miluus *Saluiani*, *Bellonii &c.* *Willoughbeii* Hist. piscium, p. 283. Tab. S. 6. Der Fisch flüchtet sich vor den Doraden. M.

Den 4ten umgab uns ein ganzes Kriegsheer sowohl von fliegenden, als schwimmenden Fischen. Den 5ten erhob sich ein starker Wind mit vielem Platzregen. Um unser Schiff herum schwamen viele Kräuter, die uns ein Anzeigen gaben, daß wir nicht weit vom festen Lande wären. Den 7ten Dec. wurde der Wind noch stärker, wir konnten nicht mehr, als 2 Segel gebrauchen. Viele Meerschweine umgaben das Schiff in großer Menge. Gegen 9 Uhr früh überzog sich der Himmel mit einer schwarzen und dicken Wolke, die viele Platzregen über uns herunter goß. Nicht weit von uns machte sie von oben an bis in das Meer eine Säule, die schlangenweise geflochten, und mit einem Windwirbel versehen war. Die Spanier nennen dergleichen Wassersäulen, oder Wasserhosen Bomba del Mar, Die dicke und schwarze Wolke, die gleichsam schwanger gieng, öfnete sich mit einem erschrecklichen Risse, nach welchem sich die schlangenweise geflochtene Säule bis in das Meer hinab senkte, wo sie wegen der Gewalt des Wirbels, den sie verursachte, einen weiten und großen Schlund machte, aus welchem sie gleich einer typhonischen Wassersäule *), unend-

*) Büffon statuiret zweyerley Gattungen der Wassersäulen, deren die eine aus einer von heftigen Winden zusammen gepreßten cylinderförmigen Wolke, die zwote aber, der Typhon, in dem Grunde der See entstehet, das er

unendlich viel Wasser unter einem erschrecklichen Sausen und Braußen bis in die Wolken hinauf zog. Wie groß die Gewalt solcher Wassersäuleu sey, kann daher abgenommen werden, weil das Meer unter dem größten Getöse, einen ungeheuren Wirbel formiret, der entsetzlich wüthet, tobet, und sich in die Höhe erhebt. Wenn etwann das Schiff durch den heftigen Wind gegen diese Wassersäule getrieben werden sollte, so ist kein besseres Mittel vorhanden, als daß alsobald etliche Stücke scharf mit Kugeln geladen, gegen sie abgefeuert werden, damit durch die Kugeln die Stütze, oder besser zu sagen, die Vereinigung der Wassersäule mit der Wolke durschnitten werde. Es fällt so gleich alles Wasser, gleich einem Wolkenbruche wiederum in das Meer herunter, ehe das Schiff dahin gelanget. Diese Wasserhose erschien auf der rechten Seiten unseres Schiffs, und war von uns so weit entfernet, als eine Stückkugel reichen kann; sie dauerte aber nicht länger, als eine halbe Viertelstunde, nach welcher Zeit die dicke und finstere Wolke sich anderswohin verzog, die Wassersäule aber alsobald vor unsern Augen verschwand.

er einem unterirdischen Feuer zuschreibet. In den vermischten Beyträgen zur physikalischen Erdbeschreibnng, I Band, wird S. 117 u. f. von diesen Wasserhosen gehandelt. M.

Den 9ten December liesen sich unterschiedliche fremde Vögel auf unsern Mastbäumen sehen, deren etliche von den Schiffleuten gefangen wurden. Den ten gegen Mittagszeit kamen uns die antillischen Inseln zu Gesichte, la Dominique und la Martinique, deren schmalen Canal wir gegen 5 Uhr Abends glücklich durchsegelten.

Den 13ten Dec entdeckten wir um 7 Uhr früh die 2 Inseln Curaçao und Oruba. Am 15ten erblickten wir von ferne in einem kleinen Meerbusen an der wilden Indianer Küste ein Schiff, welches ein Seeräuber zu seyn schien. Denn in diesen Gegenden pflegen die wilden Indianer sich mit dem Raubgesinde der Holländer zu vereinigen, um die spanischen Schiffe zu plündern. Der Kapitain befahl alsobald, alle Stücke scharf mit Kugeln zu laden, und alle Flinten und Säbel unter die Leute zur Gegenwehr auszutheilen. Da wir uns aber mehr näherten, sahen wir, daß das Seeräuberschiff auf einer Sandbank gescheidert, und sich völlig leer befand.

Gegen 9 Uhr früh am 15ten Dec. sind wir in den großen Fluß, den die Spanier el Rio grande nennen, eingefahren. Das Wasser war ganz trübe, welches sich mit dem Meerwasser auf etliche Stunden weit nicht vereiniget, und ist so tief, daß wir 5 oder 6 mal das Senkbley warfen, und dennoch

keinen

keinen Grund finden konnten, da wir doch kaum einen Büchsenschuß vom festen Lande entfernet waren. Dieser große Fluß in Terra firma, oder im Königreiche von Santa Fè, so auch Neugranada heisset, in Südamerica, entstehet aus zween Flüssen, nämlich aus dem Fluße Cauca, oder der heiligen Martha, und aus dem Flusse der heiligen Magdalena, deren der erste in der Provinz Popayan, der andere in Neugranada entspringet. Gegen 10 Uhr Mittags ist uns das ganze feste Land dieses Königreiches zu Gesichte gekommen, dessen Küste kaum 20 oder 30 Schritte von uns entfernet war. Sie ist fast dem Meere gleich. Diese schöne und große Ebene erstreckt sich auf 3 bis 4 Stunden, ehe die hohen americanischen Berge ihren Anfang nehmen. Es müssen daher die Schiffleute, absonderlich zur Nachtzeit, sorgfältig Acht haben, damit das Schiff wegen der Nähe des Ufers, nicht in Gefahr zu stranden gerathe.

Gegen 11 Uhr erblickten wir die Berge von Cartagena, und stunden schon um 2 Uhr Nachmittags gegen den Berg über, der von den Spaniern el Monte de la Popa genennet wird, auf welchem sich ein Kloster der Herren Augustiner befindet, nebst nebst einer schönen und großen Kirche, in welcher ein großes Gnadenbild der allerseligsten Jungfrau verehret wird, zu welchem absonderlich die Schiffleute ein großes Vertrauen tragen. Hier wurde vor

dem Altare des Schiffs von einem Priester das Salve Regina angestimmet, welches die andern bis zu Ende fortsangen, wobey zugleich 14 Stücke abgefeuert wurden. Nach diesem stimmte der Priester abermal das Te Deum laudamus an, welches Chorweise von den andern vollendet wurde. Hier umarmten wir uns alle auf dem Schiffe, und gratulirten einander mit Freudenthränen wegen glücklich vollbrachter Reise. Um 4 Uhr waren wir bis an den Eingang des äußern Seehafens, welchen die Spanier Boca chica, oder das Kleinmaul, nennen, gekommen, wo unser Schiff wegen des wenigen Wassers stehen blieb, bis das Meer bey gewöhnlicher Fluth wieder anlief. Dieser Eingang wird von zwo sehr festen Citadellen beschützt, welche auf den gegen einander über stehenden Halbinseln erbauet sind. Die Citadelle der linken Seite nennen die Spanier el Castillo de la tierra bomba, die andere auf der rechten el Castillo de la Paz. Von dannen sind noch 3 Stauden in die Stadt, *) weil sich der äusere Seehafen auf mehrere Meilen im Umkreise beläuft.

Den

*) Es lag ein Abriß der Bay von Cartagena bey der Handschrift; weil aber dergleichen schon oft heraus sind, auch die in Don Anton Ullòa Reise nach dem Königreiche Peru (Allgem. Hist. der Reisen. Leipz. 9ten Bands, Tab. VII) ausführlicher ist, so habe ich sie weggelassen. M.

Den 16ten December wurden wir von vielen Herren sowohl aus der Stadt, als aus den umliegenden Halbinseln besucht. Auf den Sandbänken dieser Halbinseln, wie auch an dem Meerbusen ist alles voll Meerschildkröten, die von den Schwarzen und Indianern mit einer langen Stange gefangen werden, die sie der Schildkröte unter den Bauch schieben, und sie umwenden. Sie müssen sich aber sehr in Acht nehmen, daß die Schildkröte keinen ihrer Finger mit dem Schnabel, der dem großen Geyerschnabel gleichet, erwische; denn sonst beißt sie in einem Augenblicke den Finger ab. Sie sind so groß, als ein mittelmäßiger Ovaltisch. Das Fleisch gleichet einem Rindfleische, und ist sehr gut zu essen, absonderlich wenn es in der obern Schaale der Schildkröte selbst über den Kohlen zubereitet wird.

An dem nämlichen Tage um 12 Uhr Mittags schickte der Obere der Jesuiten seinen Schaffner aus der Stadt mit einem großen Nachen, um uns aus dem Schiffe in die Stadt überzusetzen. Es war dieses nur ein einziger inwendig ausgehöhlter großer Baum, der oben gleich einem Dache, mit indianischem Rohre bedeckt war, uns gegen die Sonnenstrahlen zu beschützen. Man nennet sie Bonquen. Nachdem wir nun von unserem Schiffkapitain und andern Reisegefährten Abschied genommen, kamen wir gegen den Abend um 4 Uhr bis in die Halbin-

sel, die jenseits des Seehafens liegt. Wir küßten für Freude die Erde, und erlustigten uns mit Spazierengehen, wo wir die ersten indianischen Früchte kosteten. Nebst vielen Melonen, (Sandillas), die wir schon in Spanien nach Genügen gekostet hatten, wurden uns auch Platanos und Papayas aufgesezzet. Die Platanos-Bäume werden auf Feldern gepflanzet, die große hohe Beete haben, mit tiefen Furchen, damit zu Zeiten das Wasser könne eingeführet werden, weil der Baum, wenn er viele und gute Früchte geben soll, viel Feuchtigkeit erfordert. Sie werden Reihenweise in schönster Ordnung dicht aneinander gepflanzet, und geben einen überaus kühlen Schatten zum Spazierengehen, gleich einem dicken Walde. Der Baum wächset nicht höher, als ein mittelmäßiger Zwetschenbaum, und kann mit beyden Händen umfasset werden. Er ist so saftig und weich, daß er mit einem Messer leicht durchschnitten werden kann. Die Blätter wachsen oben in der Mitte des Stammes ringsherum, die meisten sind 2 bis 3 Ellen lang, und eine halbe breit, so, daß ein Mann sich mit 2 derselben hinten und vorne bedecken kann, Die Aeste wachsen zwischen den großen Blättern heraus, und sind so saftig und weich, wie der Stamm. Von der Mitte an bis zur Spitze des Astes, treibet er seine Früchte heraus, die großen Weintrauben gleichen, doch mit dem Unterschiede, daß anstatt der Weinbeere,

die

die Früchte einer Spannlangen und zweyen Daumen dicken Bratwurst gleichen, die Anfangs grün, nachher aber zeitig wachsgelb sind, da sie dann abgebrochen, die Schälfen aber nur mit dem Finger von oben bis unten, gleich einer Rübe, abgezogen werden. Das Inwendige ist einer gelben harten Butter ähnlich, und hat den angenehmsten Geschmack einer mit Specereyen eingemachten Frucht.

Der Papayas-Baum wächset auf wie ein grosser Pomeranzenbaum. Etwas höher, als die Mitte des Stammes bringet er seine Aeste hervor, die in schöner Ordnung rundherum stehen. Die Blätter gleichen sehr viel unsern wilden Castanien. Die Früchte wachsen nur oben aus dem Stamme heraus, wo die erstern Aeste anfangen. Es bringt der Baum nicht mehr als 5 oder 6 hervor, die an gemeldtem Orte wie ein Kranz um den Stamm herum hangen. Die Frucht gleichet einer großen, länglichten, und gelben Melone, deren Fleisch auch dem ihrigen gleich, aber viel weicher und angenehmer zu essen ist. Auf der nämlichen Halbinsel bewirthete man uns mit einem herrlichen Nachtmahle, unter einer mit indianischem Rohre geflochtenen Hütte. Uns Deutschen war das englische Bier, so man uns auffetzte, sehr angenehm, und wir zogen es dem spanischen Weine vor. Diese Halbinsel wird meistentheils von den Schwarzen bewohnet, die alle Sclaven derjenigen sind, denen sie zuge-

hörig ist. Sie bauen die Felder und Gärten an, laufen alle wegen der großen Sonnenhitze nackend herum, und haben nichts um den Leib, als einen kurzen Schurz, den sie um die Lenden herumbinden. Wir giengen um 2 Uhr Nachts bey hellem Mondscheine wieder in den Nachen zurück, unsere Reise nach der Stadt fortzusetzen, und kamen um 4 Uhr früh bey der Citadelle des heiligen Sebastians an, auf welcher wir den Tag erwarteten. Diese sowohl, als die andere gerade gegenüber auf der andern Halbinsel stehende, beschützen den innern Seehafen, wo sich die Schiffe befinden.

Den 17 December so bald früh die Stadtthore eröfnet wurden, empfiengen uns die Unsrige sehr höflich und liebreich. Wir machten alsobald, wie es gebräuchlich ist, bey dem Statthalter, und Bischoffe unsere Aufwartung, welche beyde uns auch folgenden Tag in unserer Wohnung heimsuchten. Den 26 Dec. kam unser Schiff an, auf welches gleich noch an selbigem Tage das andere spanische Schiff, Epiridion genannt, anlangte, in welchem der Erzbischof von Lima übergesetzt wurde, der hernach den 3ten Jänner 1751 allhier in der Domkirche zu einem Erzbischoffe geweihet ward, welcher sehr feyerlichen Ceremonie auch wir beywohnten.

Die

Die Stadt Cartagena ist der vornehmste Ort in der Audiencia de Santa Fè, oder im neuen Königreiche Granada. Sie ist auf einer Halbinsul erbauet, welche durch einen langen Damm mit dem festen Lande zusammen hänget. Die Vorstadt wird Xexemani genannt, die auch eine Halbinsul macht, und mit der Stadt durch eine Brücke verbunden ist. So wohl die Vorstadt, als die Stadt selbst sind mit unterschiedlichen Meerarmen umgeben, und mit grossen, hohen, und dicken Mauern, und festen Bollwerken eingefasset. Die Vorstadt wird durch eine Brücke mit dem festen Lande verknüpfet, (wo das Schloß, oder die Citadelle des heiligen Lazarus auf einer Anhöhe stehet, die so wohl Stadt, als Vorstadt noch besser beschützet. *) Die Stadt hat gerade und breite Gaßen. Die Häuser sind theils mit Stein, theils mit Holz aufgebauet, deren Fenster nicht mit Glaßscheiben, sondern von durchsichtiger Leinwand gemacht sind. Es können die Fenster nicht wohl mit eißernen Gittern verwahret werden, weil die salzige Meerluft alles, was von Eisen ist, in kurzer Zeit anfrißt, und völlig unbrauchbar macht. Die Häuser haben auswendig eine dunkle Farbe, wegen der feuchten Meerluft. Nebst der Domkirche sind allhier 2 Pfarkirchen, ein Jesui-

*) Ich habe manches übergangen, das man ausführlicher in Ullòa's Reise nach Peru lesen kann. M.

tercollegium 4 Manns- und 2 Nonnenklöster. Das Spital des heiligen Lazarus stehet auser der Stadt, wo Aussätzige, und mit der französischen Krankheit behaftete versorgt werden. Die andern arme Kranke aber befinden sich in dem Spitale der barmherzigen Brüder. Der Seehafen wird unter allen in America am meisten besucht, und die Einwohner bereichern sich durch die Handelschaft, absonderlich durch die Perlen, welche von der Insel Margarita, und andern benachbarten Inseln nach Cartagena gebracht, und daselbst zubereitet, und durchbohret werden. Die Hitze in dieser Landschaft, die das ganze Jahr Sommer hat, wo die Bäume niemal ihre grüne Blätter verlieren, ist sehr groß, welche doch zuweilen von der frischen Seeluft in etwas gemindert wird. Die Luft ist schier das ganze Jahr naßwarm, so daß die menschliche Körper fast den ganzen Tag hindurch mit häufigem Schweise rinnen, daher auch nicht zu bewundern, daß die Leute ganz bleich sind. Die Mannspersonen gehen zu Hause ohne Camisol nur im Hemde, Hosen, und Strümpfen herum. Wenn sie aber ausgehen, sind ihre Kleidungen von sehr dünnen und leichten Zeugen. Das weibliche Geschlecht von gutem Herkommen ist zu Hause ehrbar bekleidet, aber wegen der großen Hitze mit sehr dünnen und durchschimmernden Zeugen angethan, daher sie in ihren Zimmern allezeit die Fenster mit weißen aus feiner Leinwand gemachten Vorhän-

gen

gen verschliesen, mithin sich allezeit in einer kleinen Dämmerung befinden. Werden sie aber bey Tage von Mannsleuten besucht, so wickeln sie den obern Leib in einen weißen Flor ein, und bleiben auf ihren Küssen sitzen, ohne sich weder aufzurichten, noch sich von einem Orte zu dem andern zu begeben. In der Kirche tragen sie über ihre dünne Kleidung einen feinen schwarzen Taffet. Ihre Finger stecken voll Ringe mit Brillanten. An dem Halse herum tragen sie ein reiches Gehänge von feinen grosen Perlen, oder von Gold mit Brillanten besetzt. Eben so sind auch ihre reiche und kostbare Ohrenringe und Armbänder. Das übrige von ihrem Schmukke hängen sie an hohen Festtagen ihren schwarzen Sclavinnen an, deren 4 oder 6 ihnen allezeit auf der Gasse als Kammerjungfern nachtreten, die sehr schön gleich schwarzen Göttinnen daher gehen. So wohl Manns, als Weibsleute hohen und niedrigen Standes rauchen hier zu Lande Taback wegen der feuchten und nassen Luft, die Gesundheit zu erhalten, aber nicht aus Tabackspfeifen, sondern sie nehmen die feinen Tabacksblätter, wickeln solche rund ein, machen aus selbigen ein festes Würstchen einen Finger lang und dick, welches inwendig eine kleine Höhlung hat, dieses zünden sie vorne an, und stecken die andere Seite in den Mund, und also rauchen sie den Taback, so lange sie wollen, nachmals löschen sie das Tabackswürstchen nach Belieben aus. Der Taback hat einen angenehmen Geruch. Die

Die heiligen Messen werden früh um 5 Uhr angefangen, welchen alle Standespersonen beywohnen. Wenn man um diese Zeit von oben in die Kirche hinab schauet, so funkeln die Brillanten, die das Frauenzimmer an ihren Ohren und Fingern wie auch an ihren Halsgehängen trägt, dermaßen, daß man meinen sollte, die ganze Kirche sey mit lauter Feuerfunken angefüllet. Die Priester, welche an Sonn- und Feyertägen das Amt etwas später singen müssen, haben die größte Beschwerniß, weil sie bey dem Altare für Hitze und beständigem Schwitzen am ganzen Leibe fast verschmachten möchten. Um 11 Uhr Vormittag wird auf dem Tische Rosoli, Mistella, oder eine Flasche von dem stärksten spanischen Weine mit Biscuit, oder mit etwas anders, so sich zum Trunke schickt, aufgesetzt, von welchen ein jeder nach Belieben etwas kostet, um den Magen wegen der großen Hitze zu stärken, welches die Einwohner hacer las once heissen. Nach diesem wird der Tisch alsobald zum Mittagessen zubereitet. Fast der ganze Nachmittag wird wegen der großen Hitze mit Wassertrinken zugebracht, welches nur Regenwasser ist, so in den Cisternen aufbehalten wird. Denn alle Brunnen führen gesalzenes Wasser. Der Unterschied der Farben in den Gesichtern hier zu Lande kommt von der Vermischung des Geblütes her. Die Weißen, wenn sie von Europa hieher kommen, werden Chapetones,

die

die Weibsleute Chapetonas genennet; sind sie aber von Weißen in Indien gebohren, heissen sie Criollos, und Criollas. Vermischt sich ein Weißer mit einer Schwarzen, so kommen die Kinder dunkelbraun auf die Welt, und man nennt sie Mulatos und Mulatas. Verheurathet sich ein Schwarzer oder Mulatte mit einer Indianerin, die mehr weiß, als brunet sind, so werden die Kinder Sambos und Sambas genennt. Zeuget aber ein Weißer mit einer Indianerin Kinder, und kommen selbige schon sehr weiß auf die Welt, so heißt man sie Meſtizos und Meſtizas, deren Gesichtsfarbe die gesundeste und lebhafteste ist. Aus den Mestizen kommen die Terceronen her, aus diesen die Quarteronen, aus diesen die Quinteronen, und endlich aus diesen letztern die Puchuelos und Puchuelas, welche schon unter das spanische Geblüt gerechnet werden. Die schwarzen und brüneten Leute versehen alle Handwerker, alle Bedienungen, und allen Feldbau. Die Kinder, die hier zu Lande gebohren werden, können schon nach 4 oder 5 Monaten laufen und reden, es ist sich also nicht zu verwundern, wenn sie mit 6 oder 7 Jahren schon zum heiligen Abendmahl geführet werden. Die umliegenden Berge, Wälder, und Felder sind mit einem beständigen Sommerrocke bekleidet, denn die Bäume verlieren niemal ihre grüne Blätter. Die Spatzirgänge sind zur Abendzeit über die maßen angenehm, doch müssen Fremde nicht allein gehen, weil in den

Wal-

Wäldern viele wilde Aepfelbäume sind, die sie Manzanillas nennen. Sie machen zwar den angenehmsten Schatten, wenn aber jemand nur eine Viertelstunde unter einem solchen Baume ausruhet, fängt er nach und nach an, am ganzen Leibe also aufzuschwellen, daß kein Mittel mehr zu finden, die Geschwulst zu vertreiben. Die Menge der Vögel, die mit den schönsten Federn bekleidet sind, ist sehr groß. Papagayen, deren es unterschiedliche Arten gibt, werden von den Weibsleuten wohl im Reden unterrichtet, die sie sehr theuer verkaufen. Als wir uns ein ganzes Monat in Cartagena aufgehalten, giengen wir den 19ten Jänner 1751 wieder zu Schiffe, und seegelten den folgenden Tag früh mit einem so günstigen Winde, daß wir innerhalb 24 Stunden bey dem Eingange des Seehafens Portobello anlangten. Da wir allda unverhoft von einem Sturmwinde wieder in das hohe Meer hinausgetrieben wurden, befanden wir uns den andern Tag fast wieder in den Gegenden von Cartagena, wo wir 4 Tage mit den ungestümmen Meerwellen zu streiten hatten. Unser Schiffkapitain, ein Holländer, fürchtete, es möchte noch ein stärkerer Sturm entstehen, und flüchtete sich bey Zeiten in den Seebusen von Darien, der uns zwischen 3 Inseln wider das stürmische Meer beschützte. Diese 3 Inseln machen ein Viereck, denn eine ist mit der andern durch eine weiße und in etwas feste Sandbank vereinigt, durch wel-

welche auf einer Seite so viel Raum gefunden wird, daß ein Schiff durchsegeln und zwischen denselben Anker werfen kann. Wir stiegen alle auf diese kleine Inseln. Sie sind zwar unbewohnet, doch voll von Citronenbäumen. Die Citronen sind nicht größer, als ein kleines Hünerey, leisten aber den nämlichen Dienst, als die großen. An dem Ufer herum stehen viele Cocosnußbäume, die so groß werden, als unsere Weidenbäume bey den Bächen. Wo der Stamm ein Ende hat, ist ein dicker Knopf, aus welchem die Aeste wie ein Busch herauswachsen, deren Länge von 3 bis 4 Ellen ist. Aus den Aesten, die sehr weich und saftig, wachsen die Blätter heraus, die 2 Daumen breit, und 3 biß 4 Spannen lang sind. Die Cocosnüße wachsen unter den Aesten auch aus dem nämlichen Knopfe heraus, und haben aussen eine grüne dicke Schälfe, so, daß sie einem grünen Kürbisse gleichen. Diese wird mit einem starken Meßer, oder mit einem kleinen Beile von der Cocosnuß abgeschälet, die Nuß aber, die in der Mitte sich befindet, hat eine harte bräunliche Schaale, die so groß, als ein großes Gänsey ist. Oben hat sie 3 Löchlein, die mit einem kleinen Häutchen zugewachsen sind, welche man mit der Spitze des Meßers eröfnet, und so das Cocoswaßer aus der Nuß heraus trinket. Es hat den Geschmack und die Farbe einer Mandelmilch. Nachmals wird oben die Nuß aufgemacht, und das innere, so inwendig

gleich

gleich dem weisen eines hartgesottenen Eyes an der Schaale herum hanget, heraus genommen, welches den Geschmack der Mandelkerne hat. Die äuseren braunen Cocosschaalen werden schön ausgearbeitet, poliret, und man macht aus denselben die schönsten mit Gold oder Silber eingefaßten Tasen, aus welchen man hier zu Lande den Chocolate trinket.

Nebst diesen 3 Inseln ist dieser Meerbusen von Darien mit mehr als 300 andern kleinen besähet, die gleichermassen unbewohnet, aber mit vielen Citronen- und Cocosbäumen gezieret sind. Bey den Ufern dieser Inseln sind an den Bäumen viele kleine Nachen angebunden, die den wilden Indianern des festen Landes von Darien, welche zu Zeiten auf solche kommen, zu ihrem Fischfange dienen. Dieser Meerbusen von Darien wird auf Indianisch Uraba genannt, wegen des großen Flusses Darien oder Uraba, der sich allda in das Meer ergieset, und sowohl dem Meerbusen, als der umliegenden festen Landschaft den Namen ertheilet, welche von sehr wilden und grausamen Indianern, die den spanischen Namen weder hören, noch wissen wollen, bewohnet wird, daher wir uns auch nicht unterstanden haben, in ihren Seehafen einzufahren, obgleich der König von Spanien ihnen jährlich vieles Geld bezahlet, damit sie den Spaniern, die in der Noth allda Anker werfen, mit Liebe und Freundschaft die noth-

wendige

wendige Lebensmittel mittheilen sollen. Diese 3 Tage über, die wir zwischen diesen Inseln zubrachten, füllten wir unser Schiff mit Citronen und Cocosnüssen an. Das Wasser, so auf den weißen Sandbänken kaum anderthalbe Spannen hat, ist voller Fische, die sie Rayas *) nennen. Wir fiengen von solchen diese drey Tage hindurch mehr als 300. Der Fisch ist rund, wie ein großer Teller, aber nicht dicker, als ein Halbfisch oder Plateis. Der Schwanz ist schier 3 Spannen lang, in dessen Mitte wächset ein Pfeil eine halbe Spanne lang, der hart wie ein Fischbein ist, heraus. Mit diesem Pfeile, wenn auf ihn getretten wird, schlägt er in den Fuß, der so gleich aufschwillt, und der ganze Leib wird tödlich vergiftet. Das Gegenmittel ist, wenn ein Pfeil von diesen Fischen gleich mit Feuer angebrannt, und der Geruch von dem Verwundeten durch die Nase in den Kopf hinauf gezogen wird, wie solches uns der Schiffkapitain, und andere glaubwürdige Leute versichert haben, die es entweder selbst an sich gebraucht, oder von andern in solchen Umständen brauchen sahen. Diese Fische liegen ganz still in dem Wasser auf dem weisen Sande ohne fort zu schwimmen, wenn auch mit dem Fuße auf sie getretten wird, und da sie oben auf dem

*) Pastinaca marina prima *Rondeletii.* Raia pastinaca *Linn.* Der Pfeilschwanz. M.

dem Rücken schwarzbraun sind, werden sie in dem Wasser auf dem weisen Sande schon von ferne gesehen. Man fänget sie also: Es werden von starkem Holze dicke Stecken auf den Inseln abgehauen, die man unten spitzig macht. Einer sticht damit den Fisch auf den Rücken, und heftet ihn in dem Wasser auf den Sand an, wo unterdessen der andere mit einem kleinen Beile den Schwanz abhauet. Sie sind viel besser zu essen, als die Halbfische oder Plateise.

Den 27sten Jänner, nach dem sich die Wuth des stürmischen Meers gelegt, und ein günstiger Wind zu blasen anfieng, hoben wir die Anker, und kamen gegen 4 Uhr Abends das zweytemal bis an den Eingang des Seehafens von Portobello, wo zween hohe Felsen gleich zwo Säulen aus dem Meere hervorragen. Bey dem Eingange erblickten wir von ferne ein großes englisches Kriegsschiff, welches allda mit verbottenen Kaufmannswaaren vor Anker lag. Die Engländer, welche vermeinten, unser Schiff wäre ein spanisches Wachtschiff, die in diesen Gegenden beständig herum streiffen, fremde Schiffe mit verbottenen Kaufmannswaaren hinwegzunehmen, lößten alsobald ein Stuck, um zu wissen, ob wir Freunde oder Feinde wären; allein unser Schiffkapitain ließ mit aller Geschwindigkeit, weil wir zu antworten keine Stücke hatten, seinen kleinen Nachen aussetzen, auf welchem er einige von seinen Leu-

ten

ten zu dem englischen Kriegsschiffe überschickte, welches das Zeichen war, daß wir Freunde wären. Sie löschten alsobald ihre Lunten aus, die sie schon in Bereitschaft hatten, ihre Stücke mit Kugeln gegen uns los zu brennen. Wir fuhren ohne Gefahr in den Hafen, und warfen den Anker gleich bey dem englischen Kriegsschiffe, wo wir mit einer schönen Musik von Querflöten und Waldhörnern sehr höflich empfangen wurden.

Den 29sten Jänner wurden wir von dem spanischen Hauptmanne des Seehafens früh morgens um 8 Uhr in kleinen Nachen in die Stadt Portobello übergesetzt. Er empfieng uns in dem Hause, so schon für uns zubereitet war, mit aller Höflichkeit. Die Stadt liegt an einem Flusse zwischen etlichen hohen Bergen, die den Seehafen mit einer sehr angenehmen Reihe der Bäume umgeben. Die Häuser sind aus Holz gebauet, sie haben wegen vielen Regenwetters auswendig eine sehr dunkle Farbe. Den größten Theil der Stadt machet eine lange Gasse aus, die aber durch 19 Quergassen durchschnitten wird. Sie hat 2 große ins Viereck geführte Märkte, wo die Kaufleute von Europa und von America zu Meßzeiten ihre Kaufmannswaaren haben. Die Pfarkirche ist wie ein Canonicatsstift, und wird von Weltpriestern, die alle als Mulatos und Sambos braune Gesichter haben, versehen. Es ist auch hier ein Kloster der Väter de la Merced de los Captivos, und ein

Spital der barmherzigen Brüder für die Kranken. Beyde Klöster sind aber zu dieser Zeit so arm, daß die Geistlichen ihr Essen gemeiniglich in der Stadt suchen müssen. Die Vorstadt so allein von den schwarzen Familien, die ihre Freyheit und eigenen Güter besitzen, bewohnet, und daher Guinea genennet wird, machet die Stadt selbst groß und ansehnlich. Die Aussicht des Seehafens ist vortreflich. Die Natur hat ihn mit einer solchen Menge der schönsten hohen Bäume, mit einem solchen Ueberflusse der besten Früchte, mit so viel Bergen mit wohlriechenden Blumen und Kräutern, gebildet, daß er billig den Namen Portobello, oder der schöne Seehafen von den Ausländern verdienet hat. Bey dem Eingang ist ein festes Castel, so Todo Fierro genannt wird. Besser hinauf sind noch 2 andere, von welchen das Fort Gloria oberhalb, und das Fort des heiligen Hieronymus unterhalb der Stadt liegt. In der Stadt präsidirt ein spanischer Generallieutenant. Es wurde ehedessen allda jährlich ein Jahrmarkt gehalten, welchen man wegen der großen Menge des Silbers und Golds, so allda zu sehen war, für den reichsten in der Welt schätzte. Es liegt bey Portobello ein sehr hoher Berg, den sie Monte Capiro nennen. Dieser dienet den Einwohnern statt eines Barometers, der ihnen das Wetter vorhersagt. Der Berg verhüllet schier beständig seine Spitze unter einer Wolke, und

wenn

wenn er solche nur eine Minute lang über den Wolken sehen läßt, zeiget er ein schönes Wetter an; wenn aber die Wolken bis an die Mitte des Bergs hinunter sinken, zeiget es an, daß sich in kurzer Zeit ein Donnerwetter erheben werde. Die Beschaffenheit der Luft dieser Gegend ist sehr ungesund. Die Schwangere leiden gemeiniglich in der Geburt an ihrem Leben Gefahr, daher sich die reichern bey annahender Niederkunft nach Panama bringen lassen. Die Sonne ist da das ganze Jahr sehr hitzig, die Luft allezeit warm und feucht, die umliegenden Berge und Wälder sind so dick verwachsen, daß sie mehrmalen den Reisenden den Weg versperren; sie wimmeln von Vögeln, Affen, Waldteufeln, Tiegerthieren und wilden Schweinen.

Den 3ten Febr. segelten wir von Portobello mit dem nämlichen Schiffe nach dem Fluße Chagre, und warfen am folgenden Tage in dem Eingange des Flußes an dem Fuße des Castels, Anker. Es ist sehr fest, und stehet auf einem jähen Felsen, der auf einer Seite mit dem Fluße, auf der andern mit dem Meere umgeben ist, und auf der dritten Seite mit dem festen Lande zusammenhänget, wo auch nahe an dem Castel ein großes Dorf gleiches Namens ist, in dem der Hauptmann des Schlosses wohnet. Hier fängt die Landenge von Panama an, welche 80 spanische Meilen, oder Stunden lang, und zwischen dem Mar del Nord und dem Mar del Zur,

Nord-und Südamerica aneinander hängt. Der Fluß Chagre scheidet die Gränzen von beyden. Er ist so groß, als unser Mayn, hat seinen Ursprung nahe bey Panama, und fällt bey dem Castel de Chagre in das Nordmeer. Auf diesem werden die Kaufmannswaaren von einem Meere ins andere in großen Nachen gebracht, welche sie Chatas nennen, die nur aus einem einzigen dicken ausgehöhlten Baume gemacht sind. Den 5ten Febr. setzten wir unsere Reise auf einem solchen großen Nachen den Fluß hinauf fort, der oben gleich einem Dache mit indianischen Rohren, um uns so wohl wider die Sonnenhitze, als Platzregen zu schützen, bedeckt war, und von 12 ganz nackenden Schwarzen, die nur ein weisses Tüchlein über die Scham gegürtet hatten, gerudert wurde, nebst einem andern, der das Steuerruder führte. Auf beyden Seiten des Flusses sind viele Crocodille, welche die Indianer Caymanes nennen, daher auch dieser Fluß Rio de Lagartos heißt. Sie gehen aus dem Fluße bey Sonnenschein auf das Ufer und scharren ihre Eyer in den Sand ein, damit die Sonne solche ausbrüte. Sie sind etwas länger, als 3 Ellen, und fast so dicke, als ein Ochs. Es ist die größte Lebensgefahr dabey, über einen solchen Fluß, wo Crocodille sind, von einer Seite auf die andere zu schwimmen, oder zu waden, und doch thun solches die wilde Indianer, die aus aller Lebensgefahr nichts machen; fähret

man

man aber auf solchen Flüssen, so muß man ja keine Hand oder Arm von dem Nachen in das Wasser strecken; denn es ist allezeit zu fürchten, daß ein solches Thier sich unter dem Wasser in der Nähe befinde, nach dem Arme oder Hand schnappe, und solchen in einem Augenblicke auf einem Biß abreise. Die Indianer fangen die Crocodillen auf diese Art. Sie machen sich einen oben und unten zugespitzten Pfahl fast einer Ellen lang von starkem Holze. Beyde Spitzen überziehen sie mit Eisen, und binden in der Mitte einen starken langen Strick an, dessen Ende sie an einen Baum-Stamm am Ufer wohl befestigen. Den Pfahl nehmen sie in der Mitte in die Hand, und knien sich mit einem Fuße nahe an den Fluß, wenn nun der Crocodill unter dem Wasser den Menschen erblicket, kommt es geschwind auf ihn los, mit aufgespertem Nachen. Der Indianer steckt ihm alsdann den Pfahl hinein, und da er die Hand oder den Arm abbeissen will, spisset er sich oben und unten in den spitzigen Pfahl, der Indianer aber zieht geschwind seinen Arm heraus, und läuft eilends nach den Baum zurück, wo der Strick angebunden ist; der Crocodill hingegen, der sich in dem Rachen verwundet und gespisset vermerket, gehet in den Fluß, und versenket sich auf den Grund, biß er allda erstickt, worauf ihn das Wasser in die Höhe hebt; alsdann zieht ihn der Indianer an das Ufer, wo er ihm mit einem Beile den Kopf abhauet, welchen

er in die Erde vergräbt, damit er verfaule, um nachmals alle Zähne herausziehen zu können, die ein herrliches Mittel gegen Gift sind. Den Leib aber hauet er in Stücke, der ihm zu Hause zur Speise dienet. Der Fluß Chagre ist auf beyden Seiten mit dicken Wäldern umgeben, wo die schönsten Bäume des kostbarsten Holzes gefunden werden, unter welchen auch viele Marienbalsambäume sind. An vielen Oertern des Flusses sind die Wälder weit ausgehauen, wo sowohl die Schwarzen, als auch die Indianer ihre Gärten und Felder mit vielen Platanos und Papayasbäumen angelegt haben. Sie bauen auch allda viele Melonen, Sandilien ꝛc. wie auch viel indianisches Korn, so sie Mayz nennen, und nichts anders als unser türkisches oder welsches Korn ist, nebst Reiß. Die Ananas, die in Indien piñas heissen, wachsen im Ueberfluße in den Wäldern. Sie drucken aus denselben mehrmal nur den Saft heraus, der angenehm und gut zu trinken, aber sehr kühlend ist, deswegen man etwas Zimmet darauf streuet, um den Magen nicht zu verkälten, und in ein kaltes Fieber zu fallen. Die umliegenden grünen Berge und Wälder, die von unterschiedlichen schönen Vögeln und Thieren bewohnet werden, die dickbüschische Bäume, deren viele ihre grünen Aeste und Blätter biß in den Fluß herunter lassen, der angenehme Geruch der Blumen und wohlriechenden Kräuter ergötzen sowohl die Augen, als den Geruch der

Fah-

Fahrenden über die massen. Die wunderschönen Farben der Vögel, die Menge der Affen, deren viele ihre Junge auf dem Rücken von einem Baumaste zu dem andern tragen, und die lächerlichsten Stellungen, die sie auf den Bäumen machen, verkürzen den Reisenden die Zeit.

Nachdem wir nun den ganzen Tag unter so vielen angenehmen Schauspielen der Natur mit aller Ergötzung zubrachten, langten wir gegen Abend bey dem Castel von Atun an. Diese von Natur fest gemachte Citadelle liegt auf einer Anhöhe, wo auf einer Seite der Fluß Chagre vorbey flieset, auf der andern der Fluß Atun, der sich unten bey dem Fuß der Anhöhe, auf welcher die Citadelle stehet, mit dem Fluße Chagre vereiniget, mithin wird von dem Castell aus, aller Paß beyder Flüße den Feinden versperret. Es halten allda einige spanische Soldaten Schildwacht, die ihre Nahrung die 3 Monate hindurch, die sie allda zubringen, von den Früchten der Wälder, und von dem Fleische der wilden Thiere und Vögel, die sie fangen oder schiessen, nehmen müssen. Wir blieben in der Citadelle über Nacht, und schliefen alle in der Wachtstube. Folgenden Tag bey anbrechender Morgenröthe, setzten wir unsere Reise weiter den Fluß hinauf fort, und langten gegen Abend bey einem indianischen Dorfe an, wo alles voller Schnaken war, welche uns die ganze Nacht wegen ihres überlästigen Sumsens

und Stechens, fast keinen Augenblick schlafen ließen. Wir hielten zwey Tage nach einander unser Nachtquartier unter dem freyen Himmel, wo wir einmal von einem Platzregen durchaus naß wurden. Als wir zu Mittagszeit auf dem Ufer das Mittagmahl einnahmen, beschäftigten sich unsere schwarzen Schiffleute in den Löchern des Ufers Iguanas *) zu fangen. Diese Amphibien sind mit dem Schwanze etwas länger, als eine Elle, (Vara) und haben, wie eine Eidechse, 4 kleine Füße. Ihr Leib aber ist so dick und rund, wie ein Arm. Ihr Fleisch ist überaus gut zu essen, und hat den Geschmack, wie junge Hüner, absonderlich wenn sie an einem Spiese gebraten werden. Den 1 ten Febr als das Wasser des Flußes sehr seicht wurde, und der Nachen nicht weiter konnte fortgerudert werden, stiegen wir gegen Sonnen-Untergang an das Ufer, und giengen eine Viertelstunde zu Fuße bis an das Dorf Cruzes, wo wir von dem Pfarrer und Dorfhauptmanne in einem besondern großen Hause sehr liebreich in allem Ueberfluße mit indianischen Früchten, Essen und Trinken bewirthet wurden. Den 13ten bestiegen wir um 8 Uhr früh unsere Maulthiere, um unsern Weg nach Panama, so noch 8 Stunden entfernet war, zu Lande zu machen. Das Mittagmahl hielten wir 2 Stunden von der Stadt in einem Meyerhofe. Gegen Abend holten uns viele Herren der

*) Ullòa, III B. IV Cap. S. 95. M.

der Stadt mit Kutschen ab, und brachten uns in das Jesuiter-Collegium, wo in der Kirche das Te Deum laudamus mit einer herrlichen Musik abgesungen wurde, welchem viel Volk der Stadt beywohnte. Die Stadt Panama liegt auf der Erdenge dieses Namens im achten Grad, 57 Minuten, und 48½ Secunde Nordbreite, mithin von dem Aequator 8 Grad entfernt. Sie hat einen Präsidenten mit 6 Richtern, welche den Kaufleuten das Recht sprechen, wie auch einen Bischof. Sie ist zwar nicht gar groß, doch sehr wohl am Fuße eines hohen Berges erbauet. Die Mauern und Bollwerke sind noch regelmäßig, und haben zu ihrer Beschützung viel großes Geschütze. Die Gassen sind breit, und gerade geführet, die Häuser sind geräumig, und 2 Stockwerke hoch von Holz aufgebauet. Die Vorstadt, welche sehr bevölkert ist, macht die Stadt noch einmal so groß. Den Hafen, der in der Südsee oder in dem friedsamen Meere liegt, umgeben etliche kleine Inseln, so die Perleninseln genennet werden. Die Einwohner sind mehrentheils reiche Kaufleute; die Luft aber ist sehr dick und ungesund, doch ist sie nicht so feucht, wie in Cartagena, und mindert in etwas die Sonnenstrahlen, wegen der Anhöhe, auf welcher die Stadt gebauet ist, absonderlich wenn der Wind von der Meerseite herbläset. Felder und Gärten sind sehr fruchtbar, und geniesen einen beständigen Sommer.

In

In Panama, wurden wir wegen Mangel der Schiffe anderthalb Monate aufgehalten, bis wir endlich den 16ten März über das friedsame Meer, oder Mar del Zur, unsere Reise nach dem Königreiche Peru fortsetzten.

Den 1ten April traten wir in den Aequator ein. Den 3ten entdeckten wir die Berge von Quito, und da wir kaum solche erreichten, überfiel uns eine Meerstille, die drey Tage fortdauerte. Die Landschaft von Quito ist eine Provinz von Peru, und gränzet an Popayan, es haben allda die Spanier viele Colonien, die an allen sowohl europäischen, als indianischen Früchten einen Ueberfluß haben. Es wird auch hier das meiste Gold im ganzen Königreiche Peru gefunden. Ihre Hauptstadt gleiches Namens ist groß, schön, und nach neuer Art gebauet. Ob sie schon gerade unter der Linie liegt, so hat sie doch eine über die massen temperirte Luft, die den Einwohnern sowohl einen beständigen Frühling, als angenehmen Sommer macht. Sie hat einen Bischof, und eine Universität. Ihre Tuchmanufactur ist die berühmteste in ganz America, und könnten allda die Tücher noch feiner, als in Spanien gemacht werden; allein damit die Handelschaft mit Spanien nicht Schaden leide, dörfen sie aus Befehl des Königes kein anderes, als schlechtes Tuch, so den gemeinen Leuten dienlich ist, allhier verfertigen.

Den

Den 7ten April segelten wir mit günstigem Winde gegen die Silberinsel fort, die klein, kahl, und unbewohnt ist. Zu Nachts verspürten wir auf dem Meere eine Erderschütterung. Denn auf einmal fieng das Wasser an sich zu erheben, und das ganze Schiff wurde erschüttert. Dieses dauerte nur eine halbe Minute.

Den 9ten bis zum 12ten mußten wir wegen Mangel des Windes stille stehen. Um uns unterdessen die Zeit zu vertreiben, befahl der Schiffkapitain einen großen Hayen, (Tiburon) der sich diese Tage her allezeit bey unserem Schiffe aufhielt, zu fangen. Die Schiffleute machten sogleich eine grosse Schlinge von einem starken und langen Stricke, welche sie in das Meer senkten. Durch diese ließen sie einen andern langen Strick gehen, an dessen Ende ein großes Stück Fleisch angebunden war. Da nun der Tiburon das Fleisch, so oben auf dem Wasser schwam, erblickte, kam er eilends herbey, es zu erhaschen; allein ein Bootsknecht zog allezeit nach und nach den Strick mit dem Fleische zurück, und lockte ihn so lange, bis er ihn mit dem Kopfe und Floßen in der Schlinge hatte, die alsobald von den andern auf dem Schiffe zugezogen ward, wodurch der Tiburon gefangen blieb. Weil der Fisch noch grösser, länger und dicker, als eine wohl gemästete Kuh, und sich erschrecklich wehrte, mußten alle Schiffleute die Hand anlegen, um ihn auf das Schiff

zu bringen. Der Schiffkapitain befahl an dem Orte alles auf die Seite zu räumen, wohin er sollte gezogen werden. Da nun der ungeheure Fisch in dem Schiffe zwischen den zween Mastbäumen mit den Stricken niedergelassen wurde, schlug er mit seinem Schwanze mit solcher Heftigkeit an einen Flaschenkeller, der aus Versehen unter der Bank stehen geblieben, und von starkem Eichenholze gemacht, auch mit doppelten eisernen Reifen um und um wohl beschlagen gewesen, daß derselbe mit allen Flaschen, in welchen Rosoli war, in mehr als 60 Stücke zerschmettert wurde. Nachdem nun die Schiffleute mit einer andern Schlinge auch den Schwanz gefangen hatten, banden sie ihn fest bey dem Mastbaume an, und da sich also der Tiburon nicht mehr wehren konnte, hieben sie ihm mit einem Beile den Kopf entzwey, und öfneten den Bauch, in welchem sie 12 lebendige Junge, deren ein jedes mehr als 15 bis 16 Pfund schwer war, fanden. Diese junge Tiburonen, so die Spanier Cazonzillos nennen, und sehr gut zu essen sind, wurden von unserm Koche alsobald geöfnet, und uns zum Essen zubereitet. Der große Tiburon aber wurde in das Meer geworfen *).

Den

*) Ullòa, der sie Taburonen nennet, da sie doch allemal Tiburones im Spanischen heißen, erzählet (II Abth. III B. VI Cap. S. 606) eine höchst sonderbare Sache

Den 13ten April warfen wir bey dem Vorgebirge der heiligen Helena den Anker, und schickten unsern kleinen Nachen mit etlichen Bootsknechten an das Land, uns Lebensmittel einzukaufen. Von dem Ufer her näherten sich unserem Schiffe 3 Indianer auf drey grossen Bäumen, die wie ein Floß zusammen gebunden waren. Diese Gelegenheit auf das Land zu steigen, ergriefen zween der Unsrigen, um den Obern der Jesuiten, mit welchem sie in Deutschlande wohl bekannt waren, in der Stadt Guayaquil heimzusuchen, die nicht weit entfernet war. Sie langten auch glücklich noch selbigen Tag allda an, und hielten sich etliche Tage bey ihrem Landsmanne auf, der ihnen alle Ehre und Liebe erwieß. Nach abgestattetem Besuche bestiegen sie ein anderes Schiff, uns in Payta einzuholen; allein der widrige Wind, und viele Meersstille, gaben ihnen Anlaß, das zweytemal das Land zu besteigen, und ihre Reise zu Fuß nach dem Flecken Colan zu machen. Die Bootsknechte, welche sie von dem Schiffe in dem kleinen Nachen an das Ufer gesetzt hat-

che von einem dieser Hayen. Da man ihm den Bauch aufgeschnitten und Herz und Lunge herausgenommen hatte: so fuhr er wiederum in das Wasser. Es war gleich damals eine Windstille; und man konnte daher über eine Viertelstunde lang sehen, wie er immer in der Gegend des Schiffes herumschwamm, bis man ihm aus dem Gesichte verlor. M.

hatten, zeigten ihnen zwar den geraden Weg, allein nach etlichen Stunden verfehlten sie denselben, so, daß sie drey Tage in der Einöde ohne Speise und Trank herumirrten, und unter dem freyen Himmel ihre Nachtruhe auf dem Sande nehmen mußten. Am folgenden Tage, als dem vierten ihrer mühseligen Reise, wurde einer von ihnen so schwach und matt, daß er keinen Schritt mehr in dem Sande fortsetzen konnte, und sich hinter einem Sandhügel niederlegte. Er band an einen Stecken ein weises Schnupftuch an, damit der andere, der Lebensmittel suchte, ihn wiederum antreffen möchte. Auf solche Weise verlies ihn sein Gefährte, der voll Angst und Betrübniß etliche Stunden in der Einöde herum lief, bis er endlich von ferne 3 Indianer zu Pferde erblickte. Diesen rief er aus vollem Halse, sie möchten sich doch um Gottes willen zu ihm nähern, und da diese vermerkten, daß er sich verirret haben müsse, ritten sie so gleich auf ihn zu. So bald sie sahen, daß er ein Priester sey, stiegen sie eilends von den Pferden ab, und kaum hörten sie, daß er mit seinem Reisegefährten den Weg nach Colan verfehlt habe, und schon drey Tage in dieser Einöde ohne Speise und Trank herum wandere, so fiengen sie schon an zu weinen, und labeten ihn mit Früchten. Zween von ihnen suchten alsobald den Hinterlassenen, den sie auch vermöge des ausgesteckten Zeichens, in der Einöde fanden. Sie

setzten

setzten ihn zu Pferde, und brachten ihn zu seinem Freunde, wo sie ihn gleicher massen mit Früchten erquickten. Nach diesem giengen sie zu Fuß, die zween Priester aber mußten ihre Pferde besteigen, auf welchen sie von ihnen mit aller Liebe nach Colan geführet wurden, wo sie ihnen Speise und Trank umsonst vorsetzten, und sie am folgenden Tage bis Payta begleiteten, von da sie der Gouverneur nach Piura zu uns abfahren ließ.

Ich kehre zu unserer Schiffreise zurück. Den 16ten April hoben wir den Anker, und brachten wegen widriger Winde, vom 17ten bis zu dem 22sten zu, mit großer Mühe das Vorgebirge der heiligen Helena zu umfahren. Den 23ten April, wurden wir glücklich fortgetrieben, und langten an dem berühmten Fluße Guayaquil an, an dessen Ufer auch die Stadt gleiches Namens liegt. Sie ist nicht sehr groß, doch ernähren sich die Einwohner durch den Handel mit Cacao, Leder, Unschlitt, Sassaparille, und wollenen Tüchern, welche Waaren theuer von den Ausländern allda eingekauft, und verführet werden. Bey dem Fluße werden die schönsten Bäume gefällt, deren viele jährlich zu dem Schiff- und Häuserbaue auf den Peruanischen Küsten gebraucht werden. Die Kriegs- und Kauffarteyschiffe, die in dem Mar del Zur dienen, werden allhier verfertiget. Dieser Meerbusen von Guayaquil erstreckt sich von dem Cabo de Santa Helena bis an das Cabo blan-

co, welches wir am 30 April gänzlich umfahren haben. Ob wir uns fast noch unter der Linie befanden, und zu Mittagszeit die Sonnenstralen gerade über dem Kopfe hatten, verspürten wir doch eine solche Kälte, daß wir uns diese Tage über mit unsern Winterkleidern bedecken mußten. Vom 1 bis zu dem 4 May hatten wir beständig widrige Winde, bis wir endlich mit grosser Mühe und Arbeit den erwünschten Seehafen von Payta erreichten, wo wir nach geworfenen Ankern an das Land stiegen, um unsere Reise zu Lande bis nach Lima zu machen. Wir alle logirten in der Wohnung des Gouverneurs, wo wir 3 Tage lang sehr prächtig und liebreich gastiret wurden. Die Stadt ist von den Spaniern erbauet, und bestehet nur in 80 Häusern, deren die meisten sehr schlecht sind. Sie hat außer der Pfarrkirche noch etliche andere Kapellen, nebst einem Kloster der Väter der Erlösung der Gefangenen. Ihre Bay ist groß und wird von einer kleinen Schanze bedecket. Allda werden alle Waaren, die nach Guatemala und Mexico gehen, ans Land gebracht.

Den 7ten May gegen 4 Uhr setzten wir unsere Reise auf Maulthieren fort, um folgenden Tag in Piura einzutreffen, welcher Ort 18 Stunden von Payta entlegen ist. Diese Stadt liegt in einer schönen Ebene auf sandigem Erdboden, wo nichts kann angebauet werden. Es wird aber den Einwohnern von den umliegenden Dorfschaften an Früchten

ten und andern Nothwendigkeiten zum Essen täglich in allem Ueberfluße Vorsehung gethan. Sie ist nicht sehr groß, hat aber schöne breite, gerade und lange Gassen. Die Häuser sind inwendig sehr reich ausgezieret. Von den Einwohnern sind die meisten reiche Kaufleute. Das Frauenzimmer ist, wie in andern Orten in ganz Peru, von einer ausnehmenden Schönheit. Die Stadt hat nur eine Pfarrkirche; aber der Herr Pfarrer hat jährlich 9 bis 10 tausend spanische Thaler Einkommens. Die Pfarreyen, welche jährlich 2 bis 3 tausend Thaler eintragen, werden hier zu Lande für gering angesehen; ob schon ein jeder spanischer Thaler so viel ausmacht, als ein Conventionsthaler. Die Patres von der Erlösung der Gefangenen, besitzen nahe ausser der Stadt ein Kloster, aber sowohl die Kirche, als das Kloster haben ein schlechtes Ansehen; hingegen Kloster und Kirche der Bethlehemiter, die alle Layen sind, und die Obsorge über das Spital der Kranken haben, sind sehr niedlich eingerichtet. Der Markt, wo die Indianerinnen täglich ihre Früchte und Waaren verkaufen, befindet sich in der Mitte der Stadt. Allhier stehet auch das königliche Richthaus, in welchem der Gouverneur wohnet; der königliche Schatzmeister, in dessen Behausung wir logirten, wohnet besonders. Wir ruheten von unserer Reise aus, und wurden prächtig bewirthet. Es waren allezeit 30 bis 40 Personen bey der Tafel, und täglich kam

vieles Volk der Stadt vor den Saal, wo wir asen, um die europäischen Geistlichen zu sehen. Ich gieng öfters in ein kleines Wäldchen von Baumwollenbäumen, welches nicht weit von der Stadt an dem Fluße lag, spazieren. Diese Bäume sind gleich unsern Zellernußstauden, die viele Nüße tragen, welche hier zu Lande so groß, als die Hünereyer wachsen. Wenn sie zeitig sind, eröfnen sie sich in zwey oder mehrere Theile, und bieten die Baumwolle, so in der Mitte ist, dem Erstkommenden dar. Die meisten Nüße haben die Wolle schneeweiß, einige aber bringen eine braune Wolle hervor, aus welcher die peruanischen Weibsleute die schönsten Hals- und Schnupftücher verfertigen.

Den 25sten May bestiegen wir abermal unsere Maulthiere, und setzten unsere Reise nach Sechura fort. Dieser Ort ist eine grosse Dorfschaft indianischer Familien, die ihre besondere Sprache *) reden, welche nirgends im ganzen Königreiche Peru gesprochen wird. Sie reden aber auch alle zugleich Spanisch, so, daß der Pfarrer nicht bemüßiget ist, auch ihre besondere Sprache, die sehr schwer auszusprechen, zu erlernen. Sie haben mit eigenen Händen in ihrem Dorfe, eine grosse und schöne Kirche von Backsteinen erbauet, die auch in einer Stadt eine Zierde seyn könnte, weil sie nebst dem mittlern schön

*) Ullóa, S. 363. M.

schön gewölbten Gange noch zween andere gewölbte Nebengänge hat, die mit den schönsten Säulen unterstützet sind. So wohl bey dem verdeckten Eingange, als auf beyden Seiten, hat sie drey große wohl gemachte Thüren, die mit prächtigen Portalen prangen. In der Mitte ist eine Cuppola, und bey dem Haupteingange zween schöne hohe Thürme, die von europäischen Bauleuten nicht beßer könnten verfertiget werden. Der höfliche Herr Pfarrer schickte uns gleich nach unserer Ankunft in unser Quartier viel weißes Brod, 12 Hüner, 2 Lämmer nebst vielen Eyern und Früchten, für welches Geschenk wir ihm persönlich Dank abstatteten, und alles auf seine Gesundheit verzehrten.

Den 25sten May traten wir gegen 6 Uhr Abends die Reise über die Einöde von Sechura an. Sie ist auf den Küsten von Peru die berühmteste, größte, und für Reisende die beschwerlichste und gefährlichste, und hat in der Länge 40, in dem Umkreise aber mehr als 100 Stunden. Alles ist Sand, und der Wind, so allezeit hier sehr stark bläset, formiret um und um nichts anders als Berge und Thäler von Sandbänken, in welchen man, wenn man sich verirret, wie in Deutschlande in Windwehen von Schnee, mit samt dem Maulthiere kann begraben werden, ohne Hülfe oder Rettung finden zu können. Man siehet in dieser so weitschichtigen Gegend weder Gras noch Bäume, sondern hie und

dort einige kleine Dornbüsche, deren dürre Aeste den Reisenden zum Kochfeuer dienen müssen. Flüsse, Bächlein, und Wasserquellen, sind nirgends zu finden. Reisende müssen sich zuvor mit Wasser, Eßwaaren und Futter, sowohl für die Maulthiere, als für sich, auf besondern Eseln, die man um seine Bezahlung von den nächst liegenden Dorfschaften mit sich führet, versehen. Weder Vögel noch andere Thiere sind in dieser ganzen Gegend anzutreffen, als allein an jenen Oertern, wo man zuweilen nahe an das Meerufer kommt, da man etliche Meervögel, die sich von Fischen nähren, erblicket. Der beständige starke Wind verwebet fast stündlich alle gebahnte Wege, so, daß man nicht weis, wohin man ziehen müsse, daher die Indianer, welche die Reisende begleiten, und die Wege als Erfahrne fast auswendig wissen, und unter die Reisenden hie und dort ausgetheilet sind, beständig, absonderlich zur Nachtszeit rufen und schreyen, ob sie alle beysammen, und keiner von der Gesellschaft fehle? Sowohl der Wind, der den Sand in das Gesicht und in die Augen wehet, als die hitzige Sonnenstralen, die gerade über dem Kopfe scheinen, machen die Reise höchst beschwerlich und überlästig. Die Nachtruhe nimmt man einige Stunden lang bekleidet, auf dem sanften Sande, und mehrmalen wünschte ich und andere, es möchte uns doch noch etliche Stunden die Ruhe auf unsern Sandbetten

gestat-

tet werden; allein umsonst. Man mußte schon um Mitternacht die Reise fortsetzen. Diesen so beschwerlichen Marsch haben wir innerhalb zwo Nächten und einem ganzen Tage, ohne 6 oder 7 Stunden ausgeruhet zu haben, gemacht, bis wir endlich am dritten Tage bey anbrechender Morgenröthe wiederum Wälder und Thäler, die mit Grase und Früchten prangten, erblickten. Gegen 7 Uhr früh kamen uns mehrere Indianer von dem Orte, wo wir hin wollten, zu Pferde entgegen, die von dem Herrn Pfarrer des Orts, der schon von unserer Ankunft Nachricht hatte, abgeschickt waren, uns zu begleiten. Gegen 8 Uhr langten wir in den Flecken Morrope an, wo uns ein Jesuiterbruder, der über einen 12 Stunden weit entlegenen Meyerhof die Aufsicht hatte, aus Befehl des Provinzials sehr stattlich bewirthete. Es wurde bey Tische von einem Indianer die Harfe geschlagen, welches Instrument hier zu Lande so angenehm gespielet wird, daß, ich mich nicht erinnere, dergleichen in Deutschlande gehöret zu haben. Noch selbigen Tag gegen 5 Uhr Abends, setzten wir unsere Reise fort nach Lambayeque, welcher Marktflecken nur 2 Stunden von Morrope liegt, und sowohl von Spaniern als Indianern bewohnet wird. Hier sind wir 2 Tage von dem Herrn Pfarrer sehr prächtig, gleich wie in der Stadt Piura, mit aller Liebe und Höflichkeit bewirthet worden. Nicht weit von diesem Flecken

liegen sehr hohe Berge, die das Tyroler Gebirge weit übertreffen. In diesen Gegenden halten sich viele wilde Schweine auf, die oben am Rücken eine nabelförmige offene Drüse *) haben. Ihr Fleisch ist über die massen gut zu essen.

Nach verflossenen zwey Tagen reiseten wir von hier nach dem Flecken Monsefu, wo wir zum andern male von dem nämlichen Jesuiterbruder in dem Hause des Pfarrers gastiret wurden. Am folgenden Tage

*) Viele Reisende haben dieses Loch oben im Kreuze, aus welchem ein stinkendes eiterichtes Wasser läuft, irrig für einen Nabel angesehen. Es ist Sus Tajàcu *Linn.* Sus ecaudatus, folliculum ichorosum in dorso gerens. *Briss.* quad. 77. Das Biesamschwein, oder besser, das Eiterschwein. Es ist America allein eigen, und die einzige Schweinsgattung. Die Indianer nennen es Paquiras, daher der Name Pecary entstanden, die ihm englische Seefahrer gaben. Mexicanisch heißt es Quauhtla coymatl. Es ist ein Todfeind des Jaguars, oder americanischen Leopards, und die größten Hunde fürchten sich, es anzufallen Wenn es verwundet ist, so stürmet es wüthend auf den Jäger los. Es lebt von Früchten und Wurzeln, Kröten, Schlangen von allen Gattungen, die es mit den Vorderfüßen hält, und geschickt den Balg abzieht. Wenn das Fleisch eßbar seyn soll, so muß sogleich die stinkende Rückendrüse herausgeschnitten werden, so bald das Thier erlegt ist. *Pennant's* Syn. of Quadr. p. 72. M.

Tage traten wir in die zweyte Peruanische Einöde, ein, die zwar auch voll Sandberge ist, aber nicht mehr als 14 Stunden in der Länge, in dem Umkreiße hingegen kaum 40 hat. So wohl hier als an andern Orten sahen wir auf den Anhöhen viele alte indianische Grabstätten, wo alles voller Todtenbeine und Hirnschädel lag. Wir erblickten auch mehrmalen auf den Bergen hohe Mauern, die sich öfters in die Länge auf 5 bis 6 Stunden erstreckten, hinter welchen die Indianer sich wider ihre Feinde beschützten. Man weis die starken Kriege, die sie ehedessen geführet haben, aus den Wegen und Heiden, die hier und dort mit vielen Todtenköpfen und Knochen zuweilen eine halbe Stunde weit besäet waren. Nach vollbrachter Nacht unter dem freyen Himmel auf dem Sande, langten wir am folgenden Tage in der Dorfschaft des heiligen Peters an, über dessen indianische Einwohner, die Herren Augustiner in geistlichen Verrichtungen die Obsorge tragen, in deren Wohnung wir die Nachtruhe nahmen. Von dannen machten wir uns frühzeitig auf, und kamen in ein anderes indianisches Dorf Payjan genannt. Hier trafen wir ein altes indianisches Schloß an, an welchem wir mit Verwunderung sahen, daß auch die alten Einwohner dieses Königreichs gute Festungen zu bauen wußten. Den andern Tag kamen wir in Chiklin an. Dieser Ort ist ein Meyerhof oder Rittergut eines reichen india-

nischen Grafen von spanischem Geblüte, der uns in Gesellschaft des Herrn Pater Rectors von Truxillo eine Viertelstunde vor dem Orte mit größter Höflichkeit empfieng und zween Tage in seiner Wohnung gräflich gastirte. So wohl hier, als an andern Orten, die wir durchreiseten, ist alles voll wilder Tauben, deren viererley Gattungen sind. Einige sind so groß, wie unsere Ringeltauben, und werden Torcaſſas genannt; die andern sind völlig an Farbe und Grösse unsern wilden Tauben gleich, welche die Indianer Gugulies nennen; die dritte Art hat auf den Flügeln drey überaus schön vergoldete Federn; die letztern sind nicht grösser, als unsere Lerchen, und haben sowohl auf dem Rücken, als auf den Flügeln und Schwanze, den sie beständig, wie unsere Bachstelzen, bewegen, viele schwarze oder graue Tupfen. Die Heiden sind voll Geyer von unterschiedlichen Arten, deren einige ich nicht weit von mir sitzen gesehen habe, die so groß, als ein wälscher Hahn waren. Die Menge der schönsten Vögel, deren doch kein einziger unsern europäischen gleichet, halte ich für unnöthig, zu beschreiben; nur von dreyen sehr kleinen will ich eine kurze Meldung thun, die mir in diesen Gegenden über die massen gefallen haben. Der eine, so von den Spaniern Putilla genennet wird, ist so groß, als ein Fink. Dieser singet nicht. Die Federn des ganzen Leibes sind hoch carmesinroth. Die Flügel und

das

das Schwänzlein nebst einem Flecken auf dem Köpfchen sind kohlschwarz. Der andere Vogel heißt Gilgero, und ist nicht grösser als ein Zeißlein. Er ist ganz schwarz, das Schwänzgen, und die zwey Flügelein sind gelb. Sein Gesang ist überaus angenehm zu hören, und viel feiner, als der Gesang der Canarienvögel. Sie können in den Zimmern in keinem Käfige aufbehalten werden, weil sie alsdann nicht singen, sondern in kurzer Zeit vor Melancholie sterben. Das dritte Vögelchen Quindo, in spanischer Sprache Picaflor oder Blumenhacker, ist das schönste. Es ist nicht so groß als ein Zaunschlieferlein. Seine grünen Federn haben hellblaue Tüpfelchen, mit Goldfarbe vermischet. Sein Schnäbelchen ist sehr zart, länglicht und dünn, mit welchem es von den Blumen, da es von einer zu der andern flieget, den Saft flatternd, und mit den Flügeln beständig webend, aussauget, der ihm allein zu seiner Nahrung dienet. Das Nestlein, so es bauet, seine Jungen auszubrüten, ist ganz klein, und vom feinsten Grase gemacht. Die Eyerlein sind kaum so groß, als eine kleine Erbse.

Den 7ten Junius giengen wir Abends um 6 Uhr in die Stadt Truxillo ein, wo wir 7 Tage von unserer Reise in dem Jesuiterhause ausruheten, welches zwar nicht groß, aber schön, und mit einem großen Garten von vielen Früchten und Blumen erbauet ist. Diese Stadt ist von mittelmäßiger Größe,

liegt

liegt in dem 8 Grad, 6 Minuten, 3 Secunden der Südbreite in der Provinz Honduras in Südamerica, in dem berühmten Thale Chimo, in einer sehr angenehmen und fruchtbaren Gegend, und hat den besten Seehafen in Honduras, der an einer eine Stunde von der Stadt entlegenen indianischen Dorfschaft sich befindet, und stark von den Kaufleuten besuchet wird. Sie hat einen Bischof, der unter dem Erzbischofe von Lima stehet, welcher Stadt sie so wohl in Ansehung der Gassen und Gebäude, als in der Lebensart gänzlich gleichet, deswegen sie auch das kleine Lima genennet wird. Hier aß ich die 7 Tage meines Aufenthalts die besten indianischen Früchte. Denn nichts von den Melonen, Sandilien, und andern Früchten, die sowohl in Spanien, als in Deutschlande gefunden werden, zu wiederholen, von welchen ich schon bey Cartagena und Chagre geschrieben habe, will ich hier die besondern Früchte anführen, welche in diesem peruanischen Königreiche allein, und nicht anderswo hervorgebracht werden. Die erste Frucht ist die Chirimoya, welche billig die Königin aller Früchte des Erdkreises zu nennen ist. Ihre Grösse ist unterschiedlich: einige sind so groß, als ein kleiner Apfel, andere noch grösser, die größte aber wie ein Kindskopf. Die äußere Schälfe bleibt allezeit grün, wenn auch die Frucht schon zeitig ist, und hat aussenherum etliche Höckerchen, die weich und glatt

sind.

sind. Sie wächset unten bey dem Stiele gleich einem Apfel rund, von dannen sie sich oval hinauf spitzet. Wenn man sie essen will, wird sie mit einem Messer in der Mitte gleich einem großen Apfel oder Birne getheilet; und ist sie von den grössern, so machet man so viele Theile, als man will. Inwendig gleichet sie einer schneeweisen frischen Butter mit einigen schwarzen Kernen vermischt, wie unsere schwarze Bohnen, welche wieder an jenen Orten gesteckt werden, wo man mehrere Bäume fortpflanzen will. Sie ist sehr kühlend, daher man solche früh Morgens und Abends vor dem Chocolatetrinken nimmt, der ihren kühlenden Saft in etwas mäßiget. Der Geschmack ist über die massen angenehm, als wenn er von dem besten Gewürze und Spezereyen herkäme. Die Blüthe ist weiß, etwas mit rother Farbe vermischt, und hat noch einen stärkern und angenehmern Geruch, als die Citronen- und Pomeranzenblüthe. Die Wäscherinnen legen in die Hemden einige von dieser Blüthe, deren angenehmer Geruch die ganze Woche hindurch verspüret wird. Der Baum ist dickbüschig, und wächset nicht höher, als unsere große Zwetschenbäume, machet aber mehr Schatten, als diese.

Die

Die andere Frucht ist die Polta, spanisch aguacate, deren Stamm sehr hoch wächset, und unsern hohen und großen Birnbäumen ähnlich ist. Die Frucht hat die Gestalt einer mittelmäßigen Birne, ist aber ohne Schälfen, und hat nur eine grüne Rinde, die einem weichen und grüngefärbten Leder gleichet, daher sie nicht geschälet wird, sondern mit einem Federmesser zertheilet werden muß. Das Mark hat in der Mitte einen großen und starken herzförmigen Kern. Wenn man es essen will, muß es zuvor mit etwas Salz bestreuet werden, denn sonst wäre die Frucht widerwärtig zu essen. Sie ist sehr gesund und nahrhaft, ob sie schon den Europäern anfänglich nicht wohl schmecken will; wenn sie aber ihre Güte etlichmale gekostet haben, lassen sie alle andere Früchte stehen, und wollen sich nur an die Polta halten. Man machet auch hier zu Lande aus diesem Marke einen Salat mit Salz, Essig, und Baumöle, welches überaus gut, gesund, und angenehm zu essen ist.

Die dritte Frucht ist die Granadilla, welche eyförmig ist. Die Rinde ist wie ein gesprekeltes Ey, die auch oben, wie ein weich gesottenes Ey, eröffnet wird, um das inwendige, so sehr gut zu essen ist, heraus zu schlurfen. Der Saft ist mit vielen kleinen Körnern, gleich kleinen Linsen vermischet, die nebst dem Safte mit den Zähnen zerquetschet werden. Diese Frucht stärket das Herz über

die massen, so, daß sie auch den Kranken zu essen gestattet wird. Sie wächset nicht an einem Baume, sondern an einer Staude, die sich an die andern Bäume, wie der Epheu, herum schlinget, und bis auf die Spitze hinauf wächset.

Die vierte und letzte Frucht ist die Ananas, die man in America Piña nennet. Sie ist bey nahe wie ein Tannzapfe gebildet, doch zugleich mit weichen und saftigen Schuppen begabet. Sie ist so groß, als eine Melone, und hat oben einen Strauß von kleinen Blättern, der anfänglich, wie Zinober, feuerroth, nachmals aber bleicher wird. Dieser Strauß wird von der Frucht abgenommen, und fortgepflanzet. Die ganze Frucht kommt am Geschmacke den mit unterschiedlichem Gewürze und Specereyen vermischten Erdbeeren sehr nahe, und gibt einen höchst angenehmen Geruch von sich. Die Staude, auf welcher sie wächset, hat lange breite Blätter, die voll Spitzen sind. Die Americaner machen aus dieser Frucht einen Most, der die Geister stärket, und das ganze Gemüth erfreuet, wie ich solches an mir selbst mehrmalen erfahren habe; doch muß man sich wohl in obacht nehmen, nicht zu viel zu trinken, weil dieser Most sehr kühlend ist, mithin der Magen leichtlich verkältet, und ein kaltes Fieber verursachet werden kann.

Den 15ten Jun. langten wir, nach zurückgelegten zwoen indianischen Dorfschaften Moche und Biru bey dem Flusse Santa an. Ueber diesen setzten wir auf sehr hohen mit langen Beinen versehenen Pferden, die Chimbodores *) genennet, und in diesen Gegenden zu diesem Ende abgerichtet werden. Ein Indianer ritt vor, um uns den Weg durch den Strom zu zeigen, welchem wir, und zwar einer nach dem andern, folgten. Unsere Waaren wurden auf einem Flosse, das nicht aus zusammgehängten Bäumen, sondern aus vielen großen an starken Stricken gleich den Rosenkränzen dick aneinander gedruckten Kürbisen gemacht war, auf die andere Seite gebracht. Diesen Kürbisfloß ziehen die Indianer schwimmend mit Stricken an dem Halse über den Fluß. Sowohl auf beyden Seiten, als hinten schwimmen auch noch andere Indianer, um den Floß über den Strom fortzuschieben, und forttreiben zu helfen. Auf diesem müssen sowohl Leute, als Waaren über den Fluß gesetzt werden, in denen Monaten, wo er mit vielem Wasser angeschwollen, sich weit in das Land ergieset. Gleich auf der andern Seite befindet sich ein indianisches Dorf gleiches Namens, wo wir in dem Hause des Pfarrers zween Tage von einem Priester unserer Gesellschaft, der die Ob-

*) Dieses Wort kommt vermuthlich vom portugesischen Chimbéo her, das so viel als Rocim, einen Klepper, bedeutet. M.

Obsorge über einen etliche Meilen von dem Orte entlegenen Meyerhof hatte, wohl bewirthet wurden. Die Indianer ergötzten uns diese Tage über mit einem lustigen Fischfange an dem Ufer des Meeres, da sie ein langes Netz, welches sie auf kleinen von Rohr gemachten Nachen etliche 40 Schritte in das Meer hinein zogen, bis auf den Grund versenkten, und solches nach und nach wieder an das Ufer mit vielen sowohl kleinen als großen Fischen zogen, von welchen sie die besten für uns aussuchten.

Von da reiseten wir in dem angenehmen Thale von Guaca Tambo fort, wo uns zween andere Jesuiten empfiengen, und versorgten. Nach zurückgelegtem annehmlichen Thale, durchreiseten wir drey große Dorfschaften, Guarmey, Casma, und Culébras genannt, und langten bey dem Flusse Barranca an, über welchen wir nur auf unsern Maulthieren setzten, weil er zur selbigen Zeit nicht stark angeschwollen war. Dieser Fluß ist noch gefährlicher überzusetzen, als der Fluß Santa. Denn er ist voll glatter Steine, auf welchen sowohl die Maulthiere, als Pferde beständig rutschen, und den Reuter leicht in den Strom, der sehr schnell und reisend läuft, stürzen können, ohne mehr gerettet zu werden, indem das Meer gleich dabey ist, in welches er sich mit großem Geräusche ergieset. Bey nahe eine Viertelstunde von dem Fluße liegt eine sehr schöne, große und angenehme indianische Dorf-

schaft gleiches Namens, wo wir von dem Herrn Pfarrer prächtig bewirthet wurden. Am folgenden Tage langten wir gegen 9 Uhr früh in einem sehr schönen Marktflecken, Guaura genannt, an, der mehr von spanischen, als indianischen Einwohnern bevölkert ist. Eine halbe Viertelstunde von dem Orte liegt ein großer Meyerhof der Jesuiten, in welchem uns der Verwalter auf das höflichste und liebreichste gastirte. Auf diesem Meyerhofe, der sich in dem Umkreise auf mehr, als 3 oder 4 Stunden beläuft, werden meistens Zuckerrohre gepflanzet. Die Arbeit in dem Hofe und auf den Feldern verrichten die schwarzen von Africa gebrachten und erkauften Sklaven beydes Geschlechts, deren mehr als 500 sind, die gleich bey dem Hause in einem neu erbauten Dorfe wohnen, welches mit einer hohen Mauer umgeben ist, und dessen Thor um 8 Uhr Nachts, wenn alle beysammen sind, verschlossen wird, damit keiner bey nächtlicher weile entfliehen möge. Viele von ihnen sind verheurathet, und bleiben auch ihre Kinder Sklaven. Die Verheuratheten wohnen in besondern Häusern, die ledigen aber 3 biß 4 in einem Hause, doch so, daß die Mannsleute durch Gassen von den Wohnungen der ledigen Weibspersonen entfernet sind. Ueber beyde sind besondere schon bey Jahren sich befindende Schwarze beydes Geschlechtes gesetzt, die über sie die Aufsicht haben, damit keine Unordnung oder Aergerniß verursacht werde, bis

ledige Sklaven mit ledigen Sklavinnen, wenn sie wollen, von ihrer Herrschaft verheurathet werden. Man begegnet ihnen überaus liebreich, so wohl im Essen und Trinken, als in der Kleidung, und wenn einer von ihnen krank wird, wendet man alle Mittel an, ihn zu verpflegen, damit er wieder zu seiner vorigen Gesundheit gelangen möge, weil der Herrschaft an dem Verluste des Sklavens mehr als 400 spanische Thaler gelegen ist. Um diesen Preiß muß wiederum ein anderer angeschaffet werden. In geistlichen Dingen hat ein Priester die Obsorge, der ihnen alle Sonn und Feyertäge ihren Gottesdienst und christliche Lehre hält, auch sie mit den heiligen Geheimnissen das Jahr hindurch versieht. Früh um 5 Uhr müssen sie an den Werktägen aufstehen, und nachdem sie sich angezogen, versammlen sie sich in der Kirche des Meyerhofes, ihr Morgengebet zu verrichten, wo ihnen zugleich die heilige Messe gelesen wird, nach welcher sie zu ihrer Arbeit von dem Verwalter des Hofs ausgetheilet werden. Zu Mittage kommen sie von der Arbeit nach Hause, wo sie etliche Stunden ausruhen, nachher aber zu derselben zurück kehren bis um 6 Uhr Abends, da sie in der Kirche den Rosenkranz beten. Nach diesem bekommen sie ihr Nachtessen, und begeben sich in ihre Häuser zur Ruhe. Die Kinder beydes Geschlechts, die auf dem Felde noch nicht arbeiten können, werden zu Hause im Nähen, Stricken, Kochen, und andern

dergleichen Arbeiten unterwiesen, bis sie nach erwachsenen Kräften zu größerer Arbeit fähig sind. Die Zuckerrohre, deren viele in den Meyerhöfen des peruanischen Reiches gebauet werden, pflanzet man von den Nebenzweiglein des Rohres, gleich dem Kraute und Kohlpflänzlein, auf erhabenen Beeten, die tiefe Furchen haben, damit sie zuweilen gewässert werden können, weil sie vieles Wasser zu ihrem Wachsthume und Vollkommenheit vonnöthen haben. Sie werden aber Jahrweise gepflanzet, damit man alle Jahre auf den Feldern des Hofes zeitige Zuckerrohre habe, welche, wenn sie 3 Jahre gewachsen sind, abgehauen, und auf die Zuckermühle geführet werden, wo der Saft aus ihnen gepresset wird. Das Ausdrücken des Saftes geschieht also: Die Zuckermühle hat zwo von Erz gegossene dicke und runde Walzen, die sehr nahe aneinander stehen, und etwann 3 Ellen hoch sind. Diese werden, und zwar eine links, die andere rechts, von einem Mühlrade getrieben, oder, wenn die Mühle kein Wasser hat, von 2 Ochsen oder Pferden im Kreise herum gedrehet. Indem sich nun diese zwo eherne Walzen umdrehen, werden von denen sich dabey befindenden Schwarzen die Zuckerrohre zwischen dieselbe nach und nach hineingezwänget; da nun die eherne Säulen oder Walzen die Rohre zerknirschen, und zugleich die Hülsen auf der andern Seite auswerfen, rinnet der Saft gleich einem Moste in ein sehr großes Gefäß,

fäß, welches darunter stehet, von dannen er durch Hülfe eines kleinen Canals oder Rinne in den ersten und grösseren küpfernen Keßel geleitet, ein wenig warm gemacht, und ungesotten abgeschaumet wird. Nach diesem gießt man ihn wieder in einen etwas kleinern, und dann wieder in noch kleinere küpferne Kessel, unter welchen ein starkes Feuer, gleich wie unter die Braukeßel geschüret wird, bis es in selbigen dick gesotten, gesaubert, ganz ausgekocht, und zur Vollkommenheit gebracht ist. Hierauf wird er noch warm in die Zuckerformen hinein gegossen, in welchen er kalt und zugleich hart wird. So lange der Saft in den Keßeln siedet, und strudelt, muß man ein wachsames Auge haben, daß niemand aus Bosheit in die Keßel eine saure Pommeranze oder Citrone ausdrucke; denn wenn nur ein wenig von diesem sauern Safte in den Zuckersaft fällt, kann er nimmermehr dick gesotten werden, sondern bleibet wie ein dünner Most. Ich muß noch erklären, wie der Zucker, der von Natur braun ist, durch wiederholtes rafiniren schneeweis werde. Man macht aus weichem Hafnerletten oder Thone einen etliche Messerrücken dicken runden Kuchen. Diesen befestiget man auf der umgestürzten Zuckerforme, deren Spizze unten eine kleine Oefnung hat, die auswendig zugemacht ist, bis der Zucker kalt und hart geworden. Nachmals wird das Löchlein eröffnet, und die Spitze der Form auf ein Gefäß gesetzt, in welches

das braune Zuckerhonig nach und nach von der Zuk-
kerforme heraustropfet. Damit aber das Honig wieder triefend gemacht, und von dem Zucker vollkommen abgesondert werde, gieset man auf den weichen Hafnerletten, der wie ein Pfannkuchen auf die Forme gelegt, und gepappt ist, reines, frisches Brunnenwasser; dieses schwitzet durch den weichen Hafnerletten, befeuchtet langsam den in der Forme schon harten Zucker, und führet nach und nach von dem Zuckerkerne das weiche braune Honig hinweg, welches durch die Spitze des eröfneten Löchleins in das untergesetzte Geschirr triefet. Dieses wiederholet man so oft und so lang, bis aus der Oeffnung der Forme kein Honig mehr fliefet. Alsdann nimmt man den aus Letten gemachten Kuchen hinweg, richtet die Forme wiederum auf, und zieht oben bey der Spitze dieselbe von dem Zucker ab, so daß der weise Zuckerhut allein auf dem Tische stehen bleibt: und dieses heisset durch wiederholtes rafiniren den von Natur braunen Zukker schneeweis machen. Der Zucker, welcher hart, und die Farbe der Perlen hat, ist der beste, weil man mit wenigem sowohl den Chocolate, als auch Thee, und andere Sachen süß machen kann. Die Canarier, Holländer, Franzosen, und Engländer machen ihre Zuckerhüte nur von 3, oder 5 Pfunden, die Peruaner hingegen machen die ihrige von 50 bis 60 Pfunden, wo man mit einem gewiß

ein halbes Jahr haushalten kann. Von diesem Zucker wird nichts nach Europa gebracht, er wird allein in America verzehret.

Sowohl in diesen Gegenden, als an andern Orten des Königreichs Peru, wächset auch viel Reiß, welchen die Spannier Arroz nennen. Er wächset nur hier zu Lande an solchen Orten, wo es warm und sumpfig ist. Der Halm, auf dem er wächst, ist eine Elle lang. Der beste muß rein, frisch, weiß, und grob seyn, muß auch keinen schimmlichen Geruch haben. Diese Frucht wird hier von den Einwohnern mehrentheils in der Küche zu ihrer Nahrung gebraucht, ob sie schon ihnen auch zur Arzney wider den Durchlauf und rothe Ruhr dienet.

Von Guaura reiseten wir nach Guaca, einem angenehmen Meyerhofe unserer Gesellschaft, wo uns der Obere der Peruanischen Jesuiten mit aller Liebe und Höflichkeit empfieng. Er ritt uns mit den Seinigen eine Stunde weit entgegen, um uns mit allem geistlichen Gepränge in den Meyerhof einzuführen. Eine halbe Viertelstunde davon war der Weg an beyden Seiten mit vielen von schönen grünen Blättern und Blumen geflochtenen Triumphbögen besetzet; auch die Straßen waren damit bestreuet. Die zwischen den Triumphbögen gesetzte Bäume machten uns den angenehmsten Schatten gegen die heissen Sonnenstrahlen. Hier stunden

die kleinen Sklaven, und zwar die Mägdlein zur rechten, zur linken die Knaben, in neuer und gleichförmiger Kleidung, deren etliche uns mit schönen spanischen Versen bewillkommten; dort sah man in gleicher Ordnung und Aufputze die erwachsene Sklaven beydes Geschlechts, die uns mit klingenden Instrumenten und angenehmen Gesängen Gehör und Gemüth erfreuten. Gleich bey dem Eingange des Hofes wurden wir in die Kirche geführet, wo der ambrosianische Lobgesang zur Danksagung, wegen glücklich vollbrachter Reise, von den Schwarzen beydes Geschlechts unter schöner Musik abgesungen wurde.

Den 5ten Julius machten wir uns frühzeitig auf, in der Kühle zu einem nahe am Wege allein stehenden Gasthause zu gelangen, wo uns der Schaffner der Jesuiten von Lima mit dem Mittagmahle erwartete. Nach vollendeter Mahlzeit kamen uns aus der Stadt unterschiedliche unserer Ordensbrüder mit andern sowohl geistlichen als weltlichen Herren zu Pferde entgegen, die uns bis in die Stadt begleiteten, in welche wir um 4 Uhr Abends frisch und gesund eintraten. Ich bin nicht im Stande, mit Worten genugsam zu beschreiben, wie freudig, wie liebreich wir allda von den Unsrigen empfangen wurden. Man vergoß auf beyden Seiten Freudenthränen. Nachdem wir von unserer so langen Reise in etwas ausgeruhet hatten, machten wir gleich

am

am folgenden Tage nach Landes Gebrauche, und wie es die Schuldigkeit von uns erforderte, unsere Aufwartung sowohl bey dem Unterkönige, als bey dem Erzbischofe, welche beyde uns gnädigst empfiengen, und sich mit uns über eine halbe Stunde in einem angenehmen Gespräche unterhielten.

Die Spanier nennen diese Hauptstadt des ganzen Königreiches Peru la Ciudad de los Reyes, die Stadt der Könige, die Americaner aber Lima, theils von dem Flusse Rimac, welches so viel, als geschwätzig heiset, theils von einem kleinen Abgotte dieses Namens, welchen ehedessen die Indianer allda verehrten, der als ein Oracul befragt wurde, theils wegen des großen Geräusches, so der Fluß beständig über den vielen großen Steinen macht, die er mit sich fortwälzet, oder an sie mit starkem Getöße anprellet. Dieser Strom Rimac oder Lima flieset durch die Stadt, und theilet sie in zween Theile, die durch eine sehr große, breite, und von Quatersteinen erbaute Brücke zusammen hängen, auf welcher fast alle Abend gegen Sonnenuntergange vieles Frauenzimmer mit ihren schönen leichten Halbchaisen eine Viertel-oder halbe Stunde den Kutscher halten lassen, um allda die kühle und angenehme Abendluft zu geniesen. Der Fluß ist zugleich voll der besten Krebse. Wenn auf dem Peruanischen Gebirge, wo er seinen Ursprung hat, viele Wassergüsse fallen, geschwillt er sehr an, und ergieset sich

weit über das Ufer hinaus, und dieses mehrmalen nicht ohne großen Schaden und Gefahr.

Lima liegt in dem 12ten Grade, 2 Min. 31 Sec. der südlichen Breite. Sie ist der vornehmste und reichste Handelsplatz in Südamerica. Ob sie schon fast ganz mit Mauern umgeben ist, so wollen doch diese nicht viel zu ihrer Beschützung bedeuten, weil sie mit etlichen scharf geladenen Stuckschüssen leicht zur Erden könnten geworfen werden. An Länge, Grösse, und Breite gibt sie den größten Städten in Europa wenig nach. Sowohl die Kirchen, als Wohnhäuser, deren die meisten das schröckliche Erdbeben vom 28 Oct. 1746 sehr übel beschädiget, oder eingestürzet sind, stehen jetzt noch prächtiger und schöner aufgebauet, und ob sie schon nur ein Stockwerk hoch sind, haben sie doch viel Umfang, und sind inwendig mit kostbarem und reichem Hausgeräthe prächtig gezieret, von außen aber künstlich bemahlet, daß sie sehr angenehm in die Augen fallen. Sie haben keine abhängende Dächer, sondern werden oben mit einer schönen Ebene beschloßen, wohin sich die Einwohner bey Sonnenuntergange erheben, frische Abendluft zu schöpfen. Die Gotteshäuser haben den Vorzug vor allen Gebäuden der Stadt, deren sehr viele überaus prächtig erbauet, mit vielen großen und sehr wohllautenden Glocken auf ihren hohen Thürmen versehen sind, die nicht, wie in Deutschlande mit Stricken angezogen, sondern oben

angeschlagen werden, gleich einem Glockenspiele. Es ist wunderschön anzuhören, wann alle zusammen an den höhern Festtagen in allen Kirchen der Stadt um 12 Uhr und Abends nach dem englischen Gruße erschallen. Die Jesuiterkirche von St. Xavier ist meines Erachtens die prächtigste unter allen. Gleich bey dem Eingange pranget sie mit zween schönen Thürmen. Sie ist auch mit vielem reichen Kirchengeräthe versehen. Nach dieser kommt die Domkirche, die zwar größer ist, aber sie kommt der vorigen in vielen Stücken nicht bey. Unsere Gesellschaft hatte außer dem Seminario des heiligen Martins, noch 4 andere geistliche Häuser. Das erste ist das Profeßhaus, so den Namen von der allerseligsten Jungfrau Mutter der Verlassenen (Desamparados) führet, und liegt nächst an dem Fluße Rimac, und an dessen Brücke. Das ganze Gebäude ist mit grossen, und dicken Bäumen aufgeführet, die inwendig kreutzweiße über einander liegen, und mit eisernen Klammern an einander befestiget sind, um den beständigen Erdbeben, denen die Stadt unterworfen ist, Widerstand zu thun. Ihre Kirche ist zwar etwas klein, aber inwendig sehr niedlich, ausgezieret. Oben sind die Gewölber der Kirchen, die alle von Ziegel-oder Backsteinen gemacht sind, mit einem dikken harten und weißen Kalkteige auf italiänische Art überzogen, und mit einem Gitter umgeben, wo die Unsrigen des Abends frische Luft schöpfen. Das

andere

andere ist das Haus des dritten Probiersjahrs, welches in der Vorstadt liegt, und el Cercado genennet wird. Es ist bey einem schönen Garten erbauet, die Kirche aber ist eine Pfarrkirche, wo die Unsrigen den zahlreichen Indianern, die in der Vorstadt wohnen, mit geistlichen Diensten beysprangen. Das dritte war das Haus des ersten Probierjahrs. Dieses stehet nahe an den Stadtmauern, und hat eine solche Größe, eine so zierliche Hauskapelle, einen so angenehmen, schönen, und großen Garten, daß ich in Europa kein zierlicheres und größeres gesehen habe. Der Garten erstrecket sich weit hinaus, hat einen großen Umfang, ist in einer schönen Ordnung mit vielen Chirimoyen, Polten, Granadillen, und andern fruchtbaren Bäumen besetzet, hat die wohlriechendsten Blumen und Kräuter, und wird von einem durchrauschenden Bächlein gewässert und fruchtbar gemacht Allenthalben stehen unter den schattigten Bäumen kleine Kapellen, die den Novizen zur Andacht dienlich sind. Es sind auch in dem Garten unterschiedliche Irrwege gemacht, welche durch künstliche Gärtnerarbeit gepflanzet, zum Spatzierengehen sehr angenehm, und mit übereinander hangenden Aesten und dickem Laubwerke bedeckt, durch einen kühlen Schatten die Sonnenhitze abhalten. Die Mauern sind theils mit Weinreben, theils mit unterschiedlichen kostbaren Zwergobstbäumen besetzet, welche das ganze Jahr hindurch grünen, und wech-

felsweise blühen und Früchte tragen. Das vierte Haus ist das grosse Collegium des heiligen Paulus. Es wohnten darinn mehr, als 100 Jesuiten, und wurden daselbst die kleinere und grössere Schulen gelehret. Ueber dieses hatten wir in der Mitte der Stadt noch einen andern großen Hof (de la Chacarilla) mit einer schönen Hauskapelle, wo das Jahr hindurch zu bestimmten Zeiten die Bürger, und Kaufleute den geistlichen Uebungen des heiligen Ignaz oblagen. Lima hat auch eine vornehme Universität, die in ganz Südamerica die berühmteste, und wie die zu Salamanca eingerichtet ist. Sie hat aus unterschiedlichen Orden die besten Lehrer, und wird reichlich unterhalten, so daß alle geistliche und weltliche Wissenschaften das Jahr hindurch öffentlich in dem großen und prächtigen Universitätshause mit besonderem Ruhme der Gelehrsamkeit gelehret werden. In den umliegenden Gegenden der Stadt sind viele Landgüter, Lusthäuser, und Meyerhöfe, wo die Einwohner viel Getreyde, Früchte, Zuckerrohre, und andere americanische Gewächse anbauen, die sie durch Hülfe vieler geführten Canäle mit denen vom Gebirge herunterfliesenden Bächen zu Zeiten wässern, weil es in diesen Gegenden das ganze Jahr hindurch nicht regnet.

Ich schreite nun zum geistlichen und weltlichen Regimente in Lima. Dem geistlichen Wesen stehet der Erzbischof vor, unter welchem verschiedene Bischöfe

schöfe des Königreichs Peru und Chile stehen, ob schon heut zu Tage sein Gerichtszwang sehr geschmälert ist, wegen des neuen Erzbischofes zu Plata oder Chuquisaca, dem viele Bischöfe in Peru und Paraguay unterworfen sind, die ehedessen auch dem Limanischen zugehörig waren. Der oberste Vorsteher der Inquisition wohnet auch zu Lima, dessen Gerichte, so aus unterschiedlichen Räthen sowohl von Ordens- als Weltgeistlichen bestehet, das ganze Südamerica in Glaubenssachen unterworfen ist. Dieses ehedessen von der katholischen Kirche sehr nützlich eingeführte Gericht, hat sowohl mir als andern vernünftigen Männern hier zu Lande gar nicht mehr gefallen wollen. Denn es haben sich viele Mißbräuche seit etlichen Jahren eingeschlichen, die weder von Gott, noch von vernünftigen Menschen gebilliget werden können. Ueber dieses ist der Stolz dieser obersten Richter so hoch gestiegen, daß sie nicht nur allein den Bischöffen, sondern auch den Erzbischöffen vorgehen, und sich auf keine Weise ihren heilsamen Gesetzen und Anordnungen unterwerfen wollen, welches doch wider alle Kirchenzucht, und Kirchenordnung läuft. Die weltliche Regierung hat der Unterkönig, deren Last von vielen Räthen unterstützet wird. Wie hoch diese Personen hier geschätzet und angesehen werden, kann derjenige allein ermessen, der die ungewöhnliche Ehrenbezeigungen gesehen, welche diese eitle und hoch-

hochtrabende Menschen von dem gemeinen Volke verlangen. Diesem Gerichte zu Lima sind die übrigen weltlichen Gerichte in ganz Südamerica unterworfen. Diese saugen gemeiniglich durch ihre Tyranney und unersättlichen Geldgeitz den armen Indianern das Blut aus den Adern. Zu diesen kommen noch die indianischen Obern, die man Caziquen oder Maycos nennet, welche nach dem bösen Beyspiele der Spanier, sich nicht für glückselig halten, wenn sie nicht auch die wenigen übriggebliebenen Pfenninge aus dem Beutel der armen Indianer herauspressen. Es ist daher kein Wunder, daß die Zahl der Indianer jährlich, ja fast täglich, abnimmt, indem sie sehr stark zu den noch unbekehrten Indianern wieder übergehen. Eben so unerträglich ist auch die Bosheit und der Geitz vieler Pfarrherren, die unter Hirtengestalt als reisende Wölfe mit den spanischen und indianischen Richtern um die Wette streiten, den armen Indianern gar den Balg abzuziehen, da sie, ohne sich an die von den Bischöffen vorgeschriebene Gesetze und sogenannte Stolengebüren zu halten, die armen Indianer unbarmherzig scheeren und schinden, ja ihnen zu letzt sogar das Hausgeräthe zu ihrer ungerechten Bezahlung aus dem Hause schleppen lassen. Wozu aber solche unbarmherzige Kirchendiener dieses bluttriefende Geld der Armen anwenden, ist am Tage, wenn man ihren kostbaren Kleiderpracht, ihren

ren Ueberfluß im Essen und Trinken, ihr beständiges Würfel- und Kartenspielen, und ihre Schleppsäcke betrachtet, mit welchen sie unterschiedliche Bastarde zeugen, welche sich in diesem peruanischen Reiche öffentlich rühmen, daß sie von so ungeistlichen Vätern herstammen. Hieraus ist leichtlich abzunehmen, wie sehr die armselige Neubekehrte einer geistlichen Weide vonnöthen haben. Denn was für einen Unterricht in Glaubenssachen und Sitten, können wohl diese Bedrängte von solchen Hirten hoffen, die als Unkeusche und Geizhälse göttliche und menschliche Gesetze übertretten? Ich muß aber auch gestehen, daß viele gute, fromme, und mitleidige geistliche Hirten zu gleicher Zeit gefunden werden, die mit einem apostolischen Eifer begabet, gegen die Armen herzliches Mitleiden tragen, und sie mit geistlicher Weide sorgfältig versehen.

Was die Sitten der Einwohner zu Lima und im ganzen Königreiche Peru anbetrift, so kann ich nicht läugnen, daß viele von frommen Aeltern wohlerzogene Leute beydes Geschlechtes, große Proben der Tugend und Frömmigkeit von sich geben, auch daß eine besondere Unschuld des Lebens unter den neubekehrten Indianern hervorscheinet, welche von der Gemeinschaft mit den Spaniern etwas mehr entfernet leben; aber je frömmer und tugendsamer diese sind, desto böser und ausgelassener sind viele

andere,

andere, so, daß ich mich nicht scheue, die Hauptstadt Lima, und andere Städte und Dörfer dieses Reiches, mit Sodom und Gomorrha zu vergleichen. Denn es ist fast keine Gattung der Sünden wider das sechste Gebot, welcher dieses böse und freche Volk nicht ergeben ist, daher auch die abscheuliche französische Krankheit aller Orten hier zu Lande regieret. Schon die zarte Jugend ist gemeiniglich höchst boshaft und verderbt. Es ist sich aber auch darüber nicht zu verwundern, wenn man die große, und beständige Aergernisse ansiehet, die zu aller Unordnung Gelegenheit geben. Denn viele schandvolle Menschen scheuen sich hier zu Lande nicht, sich ihrer Unzucht zu rühmen, weil solche weder von der geistlichen, noch weltlichen Obrigkeit gehörig bestrafet, sondern nur als eine Gebrechlichkeit der verderbten menschlichen Natur angesehen wird.

Man muß gestehen, daß die aus dem spanischen Geblüte entsprossene Knaben und Mädchen sehr holdselig von Angesichte sind, und bewunderungswürdige Naturgaben haben. Es besitzen auch die kleinen Indianer viele Artigkeit und schöne Eigenschaften, wodurch sie Lob und Liebe verdienen. Die von spanischem Geblüte abstammende Mannsleute, sind den europäischen Spaniern am Gesichte, an der Sprache und Kleidertracht ganz ähnlich, jedoch reden auch die mehresten die indianische Sprache,

wegen des beständigen Umganges mit den Indianern. Man reiset hier zu Pferde oder auf Maulthieren, und trägt alsdann über die Kleider einen viereckigten Mantel, den sie Poncho nennen. Dieser ist schön und prächtig mit Seidenblumen und andern Zierathen gestickt, und hat in der Mitte eine Oefnung, wie ein Meßgewand, wodurch man den Kopf stecket; der Mantel aber hänget ringsherum den Leib hinab, und beschützet die Kleider des Reisenden sowohl wider den Staub, als wider Hagel, und Platzregen. Es bedienen sich auch dessen auf der Reise die Geistliche, doch von dunkler oder violeter Farbe; wie auch die Weibsleute, wenn sie auf ihren Quersätteln reiten. Diese Sättel sind von rothem, grünem, oder blauen Sammet, der reich mit Gold oder Silber gestickt ist. Auf der rechten Seite, wo sie zu Pferde oder aufs Maulthier steigen, hat er ein kleines Brettlein, welches in zween starken ledernen Riemen hänget. Auf dieses setzen sie ihre Füße. Auf beyden Seiten ist der Sattel auch mit zwey kleinen Geländern versehen, die ebnermassen weich mit Sammet, gleich den Backen eines Lehnsessels überzogen sind. Auf diesen ruhen die beyden Arme. Hinten ist ein starker, lederner, mit Sammet schön überzogener, und eine Hand breiter Gurt, welcher an beyden Geländern fest angeschlagen, der Reuterin, so über quer auf dem Maulthiere oder Pferde sitzet, den

Rücken

Rücken beschützet. Mit der linken Hand regieret sie das Pferd oder Maulthier, in der rechten hat sie die Peitsche. Viele sind so herzhaft, daß sie mit den Mannsleuten in die Wette reuten.

Die von spanischem Geblüte herstammende Weibsleute, welche wunderschön sind, haben einen ganz andern Anzug in der Kleidung, als die europäischen. Ihre kleinen Schuhe haben nur eine einzige zarte Sohle ohne Absatz, sind nicht spitzig, sondern rund, und das Obergeschühe ist von feinem rothen, grünen, blauen, gelben oder schwarzen Corduan, welcher gleich den ausgestochenen Bildern durchbrochen ist, damit die Farbe des schönen seidenen Strumpfes hervorblicken könne. Die Schuhschnalle ist bey vornehmen und reichen Frauenzimmer mit Diamanten besetzt. Den feinen seidenen Strumpf binden sie bey den Knien, mit einem reichen drey Finger breitem Bande, dessen zween breite Flügel unten mit Gold oder Silber gestickt, und mit silbernen oder goldenen Quästchen versehen sind, die fast bis an die Knöchel hinunter hangen. Ueber den untern Leib tragen sie ein kleines Röcklein, gleich unsern Laufern, welches vorne offen, etwann eine Spannelang über einander geschlagen, und mit einem silbernen oder goldenen Haken auf der Hüfte fest gemacht wird. Dieses Röcklein (Faldellin) ist entweder aus Sammet, oder aus einem sehr reichen Zeuge verfertiget, mit goldenem oder

silbernem Gebräme um und um gezieret, und unten mit einem gekräuselten reichen Bande eingesäumet. Vorne hängen sie über das Röcklein ein kleines Schürzchen, welches aus einem weißen mit vielen Blümlein gewürkten Flore oder Schleyer gemacht, schön und niedlich gefaltet ist, durch welchen das prächtige und reiche Röcklein hervor schimmert. Wenn sie in die Kirche gehen, so ziehen sie noch einen andern von schwarzem Taffet, Damast, oder Sammet gemachten Rock (Manto) darüber an, der um und um künstlich gefaltet, unten aber mit den feinsten schwarzen Spitzen frisiret ist. Dieser ist auf allen Seiten zugenähet, und hat oben eine Oefnung, durch welche sie denselben über den Kopf stürzen, und ihn auf beyden Hüften mit einem Bande befestigen. Dieser Oberrock ist am vordern Theile kaum zween Finger länger, als das kleine prächtige Unterröckchen, hinten aber hat er bey den meisten vornehmen Frauenzimmern einen breiten und langen Schweif, der entweder von einer kleinen schwarzen, schön gekleideten Sklavin nachgetragen, oder von ihnen selbst prächtig nachgeschleifet wird. Ueber die beyden kurzen Röcke, gehet etwas von dem feinen Oberhemde, (Fustan) hervor, und ist mehr als eine Spanne lang mit den feinsten und kostbarsten Brabanter Spitzen garniret, so, daß man dennoch durch dieselbe den seidenen Strumpf und die Waden durch-

durchschimmern sieht. Oben bey den Hüften, wo die zwey Röcklein gebunden sind, tragen sie einen drey Finger breit von Sammet gemachten Gürtel, welcher von beyden Hüften an bis vorne an die goldene Schnale der Gürtel, mit durchbrochenem Golde und Diamanten besetzt ist. Den obern Theil des Leibes von dem Röcklein an bis an den Hals, bedecken sie mit einem weißen von feinstem Barchet gemachten Leiblein, welches wohl an den Leib passet, und mit vielen kleinen schimmernden Knöpfchen zugemacht ist. Beyde vordere Theile sind mit schlangenweise aufgenäheten rothen Bändlein bebrämt, auf welche die feinsten holländischen Spitzen reihenweise aufgesetzet sind; aber zwischen diesen sind an den Knopflöchern kleine goldene oder silberne Spangen aufgenähet, welche das ganze weise Leibchen über die massen von vorne erheben. Ueber dieses ziehen sie ein kleines aus dem nämlichen reichen Zeuge des Unterröckleins gemachtes Camisol an, welches wunderschön mit Gold oder Silber, wie das Unterröcklein, gebrämet, und ausgezieret, vorne offen stehet, damit das untere weise Leiblein nicht bedecket werde. Dieses Camisölchen, hat zween weite Aermel, die oben offen, und mit dreyen von reichen Bändern gemachten Schleifen bey der Achsel, in der Mitte, und ober dem Ellenbogen, wohin sie nur reichen, zugebunden werden. Unten sind sie mit einem Säckchen auf beyden Seiten un-

ter dem Ellenbogen geschlossen, in welchem sie auf der rechten Seite das Schnupftuch, auf der linken viele Blättlein von den wohlriechendesten Blümchen haben, von denen sie den Mannsleuten, die sie besuchen, einige in die Hand geben, um an selbige zu riechen, und wenn die Mannsperson schon mehr, als ein guter Freund ist, werfen sie ihm auch etliche in das Gesicht. Durch die weiten Aermel des Oberleibchens, weil das untere weiße keine hat, ziehen sie die feinen Hemdeärmel heraus, die offen, und sehr weit sind, gleich den Aermeln eines weissen Chorrocks. Diese wickeln sie sehr niedlich zusammen, und stecken sie auf den Achseln unter den obern Bänderschleifen mit etlichen Stecknadeln an, das untere aber hänget unter dem Arme mit feinen holländischen Spitzen gekräuselt, bis an die Hüfte hinab, also, daß die Hälfte beyder Arme blos bleibet, welche Blöse sie in etwas durch reiche Armspangen, die entweder in einem mit Diamanten schön besetzten, einen Finger dicken, und zween Daumen breiten goldenen Armringe, oder aus großen und feinen Perlen gemachten Armschnüren bestehen. Fast alle Finger sind mit vielen goldenen Ringen bestecket, deren die meiste mit Brillanten, oder andern kostbaren Steinen gefasset sind. An dem Halse tragen sie entweder eine mit vielen feinen Perlen gemachte Halsschnur, oder ein reiches Band, so mit Gold beschlagen, und mit

Dia=

Diamanten besetzt ist, woran vorne ein goldenes Kreuz herunter hängt. Eben so prächtig sind ihre Ohrengehänge. Das Haar tragen sie sehr lang, unten ist es in viele Zöpfe mit rothen Bändern sehr niedlich geflochten; die Spitze auf dem Rücken ist mit einer schönen großen Schleife zusammen gebunden. Wenn sie Besuche haben, oder spazieren gehen, werfen sie über die Kleider des obern Leibes, einen weissen mit Blümlein gewürkten Schleyer, dessen eine Spitze sie über die linke Achsel werfen, damit auch vorne die Brust bedecket bleibe. Wann sie spazieren gehen, tragen sie einen weissen schönen Hut, welcher rund, von feinem Castor, auf der linken Seite aber aufgestülpet ist, mit einem goldenen oder silbernen Knopf und Schleife. Das reiche, und drey Finger breite Hutband, hänget hinten auf der rechten Seite mit feinen Quästchen herab. Wenn sie in die Kirche, oder sonst in ein anderes vornehmes Haus, allda einen Besuch abzustatten, gehen, so legen sie den weissen Schleyer hinweg, und wickeln den obern Leib in ein anderes kleines Mäntelein, welches sie Rebozo nennen, und ihnen etwas über die Hüften hinunter hanget. Dieses ist aus purpur oder violeten Sammet; oder aus einem violeten wollenen Zeuge, den sie Bayeta de Castilla nennen, gemacht. Unten ringsherum ist das Mäntelein mit einem zwey Hand breiten schwarzen Sammet niedlich eingefasset, und

werfen sie ebenfalls die eine Spitze über die linke Achsel hinab bis auf den Rücken. In der Kirche setzen sie sich niemals auf die Bank, sondern eine schwarze Sklavin, oder indianische Kammerjungfer trägt unter dem Arme einen kleinen schön mit Blumen gewürkten Teppich, den sie in der Kirche auf der Erde ausbreitet, damit auf solchen das Frauenzimmer knien kann. Unter der Predigt setzen sie sich auf den Teppich mit kreutzweise übereinandergeschlagenen Füßen, wie die Türkinnen. Auch zu Hause setzen sie sich niemal auf Sessel, wie die Mannsleute; sondern sie haben in dem Zimmer an der Wand eine von Brettern gemachte Erhöhung, die sie el estrado nennen. Diese hat in der Breite etwann dritthalbe Ellen, in der Länge nimmt sie öfters die ganze Wand ein. Von dem Boden des Zimmers ist sie gemeiniglich eine Spannehoch erhoben. Sie ist beständig mit einem großen von schönen Blumen gewürkten Teppiche bedeckt, auf welchem an der Wand viele in schöner Ordnung gelegte von Sammet oder Damast gemachte Küssen liegen, auf welche sich das Frauenzimmer setzet. Zu Tischzeiten setzen sich die Mannsleute auf ihre Sessel bey dem Tische, das Frauenzimmer aber bleibt auf ihrem estrado sitzen, wo ihnen unterschiedliche kleine Tischlein mit Speisen gesetzet werden. Ihre größte Zierde und Schönheit setzen sie in einen kleinen Fuß: daher die Mütter ihren zarten Kindern die Füßlein

mit

mit Bändern einwickeln, damit sie nicht zu groß wachsen. Im Tanzen bewegen sie die Füße sehr künstlich, geschwind und geschickt, so daß es eine Freude ist, sie tanzen zu sehen.

Die Indianer dieses Südamericanischen Welttheils beyderley Geschlechtes sind von den Spaniern sowohl in Sprache und Sitten, als in dem Gesichte und in der Kleidertracht unterschieden. Etliche reden die Quichua, welche die allgemeine Sprache dieses Königreichs ist, *) andere reden die Aymăra, welche die gemeine Sprache in dem Bißthume von Paz ist, ob man schon auch in andern Provinzen dieses Reiches noch sehr viele andere Sprachen antrift. Die Peruaner sind aus angebohrner Art ganz kleinmüthig und furchtsam, dem vollsaufen sehr ergeben, und an das falsche Schwören so gewöhnet, daß die Richter ihnen keinen Eidschwur auflegen dürfen. Ihre Neigung zu allerhand Abgötterey und teuflischen Aberglauben ist sehr stark. Es müssen daher die Seelsorger allezeit ein wachsames Auge haben, und ausforschen, auf was für Bergen, Höhlen, und Thälern die Neubekehrte öfters zusammen zu kommen pflegen. Sie haben noch aus Gold und Silber gegossene kleine Götzenbilder, die sie in den Höhlen verbergen, wohin sie sich in der Stille verfügen, um vom Teufel Hülfe und

*) Von der Quitschua Sprache hat der Jesuit Holguin eine ausführliche Sprachlehre und Wörterbuch 1607 in Lima herausgegeben. M.

Rath zu suchen. Es ist auch der Aberglaube ihrer alten Könige (Incas) noch nicht ausgerottet, da sie der Sonne göttliche Ehre erweisen. Von andern unzählbaren Aberglauben, denen sie ergeben sind, will ich nur etliche, die mir jetzt beyfallen, anführen. Wenn eine Mondsfinsterniß eintritt, so gerathen sie in tausend Aengsten, schlagen Hunde und Katzen, rühren die Trommel, schreyen entsetzlich, schüren allenthalben unter dem freyen Himmel Feuer an, durch welches sie dem kranken und Frost leidenden Monde wollen zu Hülfe kommen. Wenn ein starkes Donnerwetter sich nähert, wo sie Hagel und Kiesel über ihre Feldfrüchte befürchten, ziehen die Mannsleute ihre Hosen, die Weibsleute aber ihre Röcke aus, und wehen mit diesen auf den Feldern und Bergen herum, dadurch die Wolken zu zertrennen, und geschwind fortzujagen. Wenn die Weibsleute lange Zeit von ihren Männern keine Schläge bekommen, sind sie der gänzlichen Meinung, ihr Mann gehe neben hinaus, und liebe sie nicht, daher sie ihn um Schläge bitten, und wenn der Mann sich weigert, solches zu thun, hören sie nicht auf wider ihn zu zanken und zu schmähen, bis er endlich aus Ungedult und Zorn einen Prügel ergreift, und der Frau wider seinen Willen das Leder weich macht. Zu gewissen Zeiten geben sie der Erde Speise und Trank, damit sie für Hunger und Durst nicht vergehe, sondern gute Früchte hervor bringe. Aus dem Vogelgeschrey sagen sie zukünftige Dinge, und

heilen

heilen Menschen und Vieh mit tausenderley Aberglauben, wie die Hirten und alte Weiber in Deutschlande zu thun pflegen. Bliz und Donner, so auf den Peruanischen Gebirgen sehr heftig, und zu gewissen Zeiten fast täglich sind, werden ihrer Meinung nach von dem heiligen Jakob verursacht, von welchem sie sagen, daß er in der Lufft, und in den Wolken schnell hin und her reute, und voll Zorns bald da, bald dort die Donnerkeile herab werfe. Sie sind von dieser abergläubigen Meinung so eingenommen, daß, wenn ohngefähr durch den Bliz in einem Hause ein Feuer aufgehet, man sie mit Schlägen antreiben muß, das Wasser zum Löschen zuzutragen. Denn sie sagen, es erzürne sich der heilige Jakob wider diejenigen, so sich zu löschen unterstehen, weil er das Feuer vom Himmel geworfen, um des Nachbarn Bosheit zu strafen, davon ich selbst ein Zeuge seyn muß. Als ein Donnerstrahl in einem Dorfe, wo ich war, etliche Häuser anzündete; und eine Indianerin Wasser hineingoß, und sich ohngefähr verbrannte, gaben ihre Nachbarinnen, da sie zu Bette lag, statt des Trostes, ihr viele Schimpfreden und sagten: Ey wie recht und billig zahlt dich der heilige Jakob wegen deiner Vermessenheit aus, daß du freches Weib dich unterstanden, mit ihm einen Streit anzufangen. Den Toden geben sie Speise und Trank mit, und alles, was zu einer grossen Reise nöthig ist, welches sie behutsam unter das Todtenleilach verstecken. Denn

sie

sie fürchten sich für Schlägen, mit welchen sie ihre Seelsorger wegen dieser lächerlichen Mißbräuche auszahlen lassen, wenn gute Ermahnungen nichts helfen wollen. Sie legen dem Todten noch Nadel und Faden bey, daß er auf der Reise seine Kleider ausbessern, auch mit der Nadel die Dorne sich aus den Füssen ziehen könne, weil sie sich träumen lassen, es wäre ein rauher und mit vielen Dornen bewachsener Berg, durch welchen der Verstorbene reisen müsse. Sie tödten auch den Hund, der ihm im Leben der getreueste war, damit er den Verstorbenen auf der Reise wider die Mörder beschütze. Zu gewissen Tagen des Jahrs schleichen sie zu dem Grabe, und giessen americanisches Bier darauf, dem Todten seinen Durst zu löschen, welches sie aber so tückisch machen, daß man meinen sollte, sie sprengten Weihwasser darauf, wenn man nicht aus dem Geruche, das Bier merkete. Sie halten nach verflossenem Jahre kostbare Mahlzeiten, wobey sie auf die Gesundheit des Verstorbenen tapfer trinken, daß er glücklich seine Reise in die Ewigkeit endigen möchte. Die Indianer lügen über die massen, daher man ihren Worten nicht glauben darf. Zum Beichten gehen viele, nur den Beichtvatter zu betriegen, und da sie gemeiniglich ohne vorhergehende Gewissenserforschung kommen, muß man sie mit aller möglichen Sanftmuth und schmeichelnden Worten behutsam ausforschen, damit sie nicht aus Furcht ihre Sünden verschweigen. Die Zahl, so sie zu der ersten

Gattung

Gattung der Sünden setzen, die nämliche setzen sie gemeiniglich zu allen andern folgenden Sünden, die sie beichten; es muß daher ein verständiger Beichtvater, wenn es die Neigung des Beichtkinds in etwas erkennet, sich selbst eine beyläufige Zahl vorstellen. Ihre Freude ist auf Hügeln zu wohnen, wo sie ihre Schaafe weyden, damit sie sich in allen Gegenden umsehen können, wenn etwann jemand ihrem Viehe einen Schaden zufügen wollte, obschon die meisten in Dörfer sind gebracht worden, damit man ihnen durch den Umgang mit den guten und frommen Indianern ihre Aberglauben benehmen möge. Sie wohnen in schlechten Häuschen, die aus Steinen und Leimen gebauet, und mit dürrem und langen Grase, so sie Chillua nennen, bedecket sind, um sich wider Kälte und Regen zu beschützen. In die Wand machen sie ein kleines Loch, durch welches in die Hütte ein wenig Licht hineinfallen kann. Die Thüre, so den Tag hindurch offen bleibt, bestehet aus einer Küh- oder Ochsenhaut und ist gemeiniglich so niedrig und enge, daß man sich im hineingehen bücken, und schmiegen muß. Ihr besonderes Hausgeräthe bestehet aus Wolle von unterschiedlichen Thieren des Landes, woraus sie sich Kleider und andere zum Gebrauche nothwendige Dinge verfertigen. Sie haben aus Hafnersleimen oder Lette wohl gearbeitete Geschirre, die ihnen zum Kochen, und das Getränke aufzubehalten, dienen. Es mangelt ihnen nicht an unterschiedlichem Werkzeuge,

zum Kleiderweben, auch nicht an silbernen Geschirren und Hausgeräthe, welches sie behutsam vor den Augen der Spanier verbergen, damit sie ihnen von diesen nicht abgenommen werden. Ganz anders ist es mit den adelichen Indianern beschaffen, die in grossen Dorfschaften und angenehmen Meyerhöfen wohnen. Denn diese haben weitschichtige und sehr bequeme Häuser, die mit vielen kostbaren Geräthschaften ausgezieret sind.

Obschon die Indianer Gold und Silber hoch achten, so haben sie doch ihre einzige Freude an den Heerden des Viehes, die meistentheils aus americanischen Schaafen bestehen, wiewohl sie auch viele europäische Ochsen, Kühe, Schweine, Pferde, Esel, und Schaafe zählen. Von den americanischen Schaafen haben sie zweyerley Gattungen. Die einen nennen sie Llama, oder Carua. Es ist dieses Schaaf so groß als ein Esel, und sieht fast wie ein kleines Kamel aus, wegen des erhobenen Halses, und hohen Rückens. Dieses Thier ist zum Lasttragen sehr tauglich, die Wolle aber dienet blos zu Stricken und Säcken. Die andere Gattung nennen sie Alpaca. Sie ist beynahe eben so groß, als die erste Gattung, aber untauglich zum Lasttragen. Sie hat eine feine schöne und lange Wolle, die vom ganzen Leibe schier bis zur Erde dritthalbe Spannen lang hinabhänget. Die Farbe dieser Schaafe ist unterschiedlich. Etliche sind am ganzen Leibe grau, etliche

kohl-

kohlschwarz, andere dunkelbraun, etliche schneeweiß, welche letztere von den Indianern sehr hochgeschätzet werden, weil ihre Wolle nachher sehr fein gefärbet werden kann. So wohl diese, als die andern americanischen Schaafe schützen sich wider die Menschen mit ihrem sehr übel riechenden Geifer, den sie weit hinauswerfen. Die Hunde halten sie mit ihren vordern Füssen ab, mit welchen sie so stark schlagen, daß auch die grimmigsten, wenn sie einen Schlag davon getragen, jämmerlich schreyen, den Muth verlieren, und davon laufen. Das Fleisch dieser Schaafe wird sowohl von den Indianern, als Spaniern gegessen. Die Kühe, deren es überflüssig giebt, kosten hier zu Lande 6 oder 7 spanische Thaler, sie geben aber nicht das ganze Jahr hindurch Milch, sondern allein, wenn sie Kälber haben. Die Kälber essen sie niemal; denn sie sagen, es wäre ewig Schade, daß man so kleine Thiere tödten sollte. Die Ochsen haben ihren Werth nach ihren Jahren, so viele Jahre nämlich das Stück alt, so viel spanische Thaler kostet es. Das europäische Schaaf kommt um einen Gulden, und wird unter die besten Speisen gerechnet. Die americanischen, die zum Lasttragen können gebraucht werden, verkaufet man um 2 spanische Thaler, die andern aber nur um anderthalbe, die jungen hingegen, so zum essen dienen, um einen Gulden. Die Speisen werden mit Schweinsfette, welches die Indianerinnen sehr fein, wie wir in Deutsch-

land

lande die Butter, zerlassen, gekocht, aus Mangel der Butter; daher die Schweine hier hochgeschätzet werden, und mehr, als ein Ochs, oder Kuh kosten. Die gemeine Indianer haben eine solche Liebe gegen ihr Vieh, daß sie gar selten eines davon schlachten; denn sie geniessen gemeiniglich nur dasjenige, so an einer Krankheit dahin gefallen. Wenn sie daher aus Hunger eines müssen schlachten, so setzen sie weinend das Messer an, und die herumstehende Weiber beklagen mit Heulen und Weinen das mit dem Tode ringende Thier. Ihre meiste Nahrung bestehet in Erdäpfeln, so die Indianer Choquenaca nennen. Von diesen werden die meisten Felder auf den Peruanischen Gebirgen angebauet, weil sie zu keiner andern Frucht dienlich sind. Sie breiten diese Erdäpfel in dem Junius, wo es hier zu Lande schier alle Morgen Eiß machet, auf den Heiden aus, und lassen sie gefrieren; nachmals aber, da gegen neun Uhr die Sonne solche wieder aufgethauet hat, tretten sie mit blossen Füssen allen Saft aus, und lassen sie in der Luft trocken werden. Nachdem sie nun dieses 10 bis 12 Tage wiederholet, und die Erdäpfel trocken, dürre, und ohne Saft ganz hart worden sind, führen sie selbe in Säcken nach Hause in ihre Scheuern, wo sie solche 2 bis 3 Jahre aufbehalten, ohne wurmstichig zu werden. Wenn sie nun diese dürren Erdäpfel zubereiten wollen, zermahlen sie selbe zwischen zween Steinen, und legen sie drey-

mal

mal in frisches Wasser, drücken solche allezeit wohl aus, und benehmen auf solche Weise ihnen alle Bitterkeit. Nachher nehmen sie gute Fleischbrühe dazu, und lassen sie zu einem dicken Brey einkochen, welchen sie mit klein geschnittenem Fleisch oder Käse vermischen. Diese Speise der Indianer ist sehr nahrhaft, gesund, und schmackhaft, absonderlich wenn dieser Erdäpfelbrey mit klein geschnittenem jungen Hühner-oder Feldhühnerfleische vermischet wird. Die Felder, auf welchen die Indianer dieses Jahr Erdäpfel gebauet haben, besäen sie folgendes Jahr mit einem andern Saamen, den sie Quinoa nennen, und der unserem Hirse sehr gleichet, ob es schon eine andere Frucht ist, die in Europa nicht gesehen wird. Der Stengel ist gemeiniglich so dick, als das untere eines Federkiels, und wächset etwann eine Elle hoch. Oben bringt er viele dickbüschichte Zweiglein hervor, die voll kleiner Körnchen sind. Sind nun alle Stengel der Frucht auf dem Felde zeitig, so werden sie gleich unserem Hanfe herausgerupfet, und von den Indianerinnen mit blosen Füssen auf untergelegten Teppichen unter lustigen Gesängen ausgetretten, und gesäubert. Sie gebrauchen diese Frucht nicht nur allein zur Speise, sondern machen auch ein starkes indianisches Bier davon, welches sie Chicha oder Kusa nennen, dessen Farbe einem rothen Weine, wenn es aus den rothen Körnern, oder unserem weisen Biere, wenn es von weisen Körnchen gemacht

wird, gleichet. Dieses Getränke berauschet, wie unser Bier in Deutschlande, und dienet wider Stein und Gries, so, daß man wegen dieses Getränkes keinen Indianer findet, der mit diesem Uebel behaftet sey. Es kühlet sehr, löschet über die massen den Durst, und würde auch den Europäern sehr wohl schmecken, wenn es ihnen aus goldenen oder silbernen Bechern, wie hier, gereichet würde. Die Gerste, so häufig in diesem Lande, und zwar so hoch, als unser Korn wächset, dienet allein für die Maulthiere und Pferde statt des Habers. Ausser den gemeldeten Feldfrüchten gibt es fast keine andere mehr auf den Peruanischen Gebirgen, obschon andere nahe gelegene Provinzen dieses Reiches einen Ueberfluß am besten Weitzen, indianischen Korne, stärksten Wein, lieblichsten Früchten u. d. g. haben, so, daß wegen beständiger Handelschaft der Indianer mit andern Provinzen auf dem Gebirge niemals ein Mangel an Weitzenbrod, gutem Weine, und auserlesenen Früchten ist. Sowohl die Spanier, als Indianer halten zu gewissen Tagen solche Mahlzeiten, die den europäischen nichts nachgeben. Es werden bey solchen sehr viele niedliche und wohl zubereitete Speisen aufgetragen. Die Geschirre sind voll des kostbarsten Weines, und die silberne Krüge voll americanischen und lieblich gewürzten Biers. Der Tisch pranget mit goldenem und silbernem Service, welches den Pracht der Europäer verdunkelt.

Die

Die Indianer machen ihre Reisen, sie mögen noch so weit seyn, gemeiniglich zu Fusse, und bleiben niemal auf der Landstrasse, sondern sie trachten nach ihrem vorgesetzten Ziel über Berge und Thäler ohne allen unnützen Umweg. Sie sind allezeit mit einer Schleuder versehen, woraus sie so geschickt ihre Steine werfen, daß sie auch weit hinaus niemals das Ziel verfehlen. An der Seite tragen sie eine Tasche, in diese stecken sie ein Kraut, so sie Coca nennen, ohne welches sie weder reisen, noch arbeiten. Dieses halten sie in dem Munde zwischen den Zähnen und Backen, saugen den Saft heraus und sagen, daß es ihnen Kräffte und Stärke gebe. Ob nun dieses in der That also, oder nur eine leere Einbildung der Indianer sey, will ich nicht untersuchen. So viel ist doch gewiß, daß solches Kraut abgesotten denjenigen gleich einem Thee hier zu Lande zu trinken gegeben wird, welche in ihrem Magen eine Unverdauung verspüren: denn es ist sehr hitzig, erwärmet, stärket den Magen, und befördert die Verdauung. Dieses Kraut wächset allein in Yungas, einer Landschaft dieses Reichs, welche gleich hinter dem Peruanischen Gebirge ligt, und sich weit erstrecket. Es wird wie unsere Weinberge an Anhöhen gepflanzet, und muß viele Sonnenhitze haben. Das Bäumlein, an welchem die Blätter dieses Krauts wachsen, ist kaum so groß, als ein Weinstöckchen, die Blätter aber gleichen viel den Lorbeerblättern. Diese werden zweymal im Jah-

re zu gewissen Zeiten abgerissen, in der Luft dürr gemacht, und sind diejenigen sehr reiche Leute, welche auf ihren Gütern viel von diesem Kraute bauen, weil jährlich viele tausend Centner davon verkauft und verzehret werden.

Des Krauts von Paraguay (Mate) bedienen sich frühe und abends sowohl die Spanier als Indianer, gleichwie die Deutsche des Thees. Sie trinken solches aus einer Schaale, die artig aus einem americanischen Kürbisse gemacht, und dessen Rand breit mit Silber oder Gold eingefasset ist. Aus diesem ziehen sie das Paraguaysche Theewasser mit einem silbernen oder goldenen Röhrlein in den Mund, welches unten kleine Löchlein hat, und von ihnen in das Geschirrlein getauchet wird. Dieses Kraut wird jährlich von Paraguay, welche Landschaft gleich an Peru gränzet, im Ueberflusse überschicket, und ist schier die beste und einträglichste Handelschaft, welche Paraguay mit Peru hat.

Die Farbe der Indianer im Königreiche Peru ist etwas brünet, und kommt der Farbe des europäischen Bauernvolks ziemlich nahe. Sie sind auch, absonderlich die Weibspersonen, im Gesichte und am Leibe wohl gebildet. Sie gehen fast alle barfuß, und tragen nur aus Leder gemachte Sandalien, um die Fußsolen wider die Steine und Dornen zu beschützen. Die Mannsleute tragen gerne weite Hosen,

sen, und ihr Hemde ist aus Baum- oder anderer Wolle, welches auch von unterschiedlicher Farbe ist. Ueber dieses ziehen sie ein kleines Röckchen an, welches auf indianische Art aus zartem Wollenzeuge fein und niedlich gemacht, bis an den Hosengürtel hinabhänget, und wie ein Levitenrock nur üb den Kopf gestürzet wird, dessen Aermel weit sind, und den halben Theil des Arms bedecken, wo sie einen großen Theil des Hemdes hervorziehen, und auf beyden Seiten hinunter hangen lassen. Auf den Schultern tragen sie einen aus zarter indianischer Wolle fein verfertigten viereckigten Mantel, auch von unterschiedlicher Farbe, der hinten bis über die Waden reichet. Die Bärte sind ohne Haare, die auf dem Kopfe sind sehr dick und lang, und bey allen pechschwarz, die sie auf den Nacken binden, über den Rücken bis an die Kniekehle hinabfliegen lassen, und mit größter Sorgfalt unterhalten: daher man einem Indianer keinen größern Spott beweisen kann, als wenn man ihm die Haare abschneiden läßt. Den Kopf bedecken sie mit einem runden, aus allerhand Stückchen Tuch fein zusammengesetzten Hute, wiewohl die meisten heut zu Tage spanische runde Hüte tragen. Ihr braunes Halstuch lassen sie auf beyden Seiten hinabhangen, auf Art der alten Deutschen, welches aus einer sehr feinen braunen Wolle der kleinern Kameelziege, Vicuña, gemacht ist, die wegen ihrer Feinheit sehr hoch geschätzet

 wird,

wird, und von welcher ganze Schiffe nach Europa beladen werden. Die Indianer machen aus derselben die schönsten und feinsten Hals- und Schnupftücher, die aber nicht, wenn sie schmutzig sind, mit warmen, sondern mit kaltem Wasser ohne Seife müssen gewaschen werden. Sie dörfen auch nicht in der Sonne, oder bey einer andern Hitze trocknen, sondern allein in dem Schatten, damit sie sich nicht zusammen ziehen, und ihren Glanz verlieren. Sie machen aus dieser Wolle die feinsten schwarzen Hüte, die unsern Castorhüten im geringsten nichts nachgeben. In Spanien verfertigen sie daraus, absonderlich in der Stadt Segovia, ein so feines schwarzes Tuch, daß ich noch kein feineres gesehen habe. Diese Vicuñas halten sich gerne auf den Bergen und an kalten Orten auf, und gleichen in allem den americanischen Schaafen, nur daß sie in etwas geschmeidiger, sehr geschwind im Laufe, und in der Wolle alle hellbraun sind. Man trift auf den Cordilleras von diesen Thieren ganze Heerden an, und in der julischen Provinz giebt es eine Völkerschaft, die man Choquelas nennet, welche sich fast allein von der Jagd dieser Vicunjen nähret: denn das Fleisch essen sie, aus der Wolle aber machen sie sich ihre Kleider, oder verkaufen solche theuer. Diese Thiere haben in ihrem Magen die Bezoarsteine oder Kugeln, ob schon auch die andern americanischen Schaafe, oder wilde peruanische Gemsen,

auf

auf diesen Gebirgen, welche den Vicuñas bey nahe in allem gleichen, und Guanacos genennet werden, in ihren Leibern sehr viele dergleichen Steine tragen. Die Indianer fangen die Vicunjen auf folgende Art. Sie jagen sie von den Bergen in ein Thal hinab, dieses umfangen sie mit einer langen Schnur, worein viele weiße Wolle und Federn geknüpfet wird. Wenn nun diese von dem Winde beweget werden, fürchten sich die Vicunjen, so, daß sie sich nicht über dieses Federgarn zu springen getrauen. Da ziehen dann die Indianer die Federschnüre mehr und mehr zusammen, bis diese Thiere ganz nahe beysammen sind, alsdann gehen sie in den Kreis hinein, werfen ihnen ihre Libes unter die Füsse, welche aus drey kleinen Strickgen gemacht sind, an deren jedem Ende eine bleyerne Kugel hänget, und verwickeln also den Vicunjen ihre Füsse, so, daß sie zur Erde fallen müssen, wo sie ihnen alsdann die Gurgel abschneiden. Die Indianer sind in dieser Jagd so geschickt und glücklich, daß sie in einem Tage mehr, als 40 oder 50 fangen.

Die indianischen Weibspersonen tragen einen wollenen langen Rock, der von den Achseln an bis auf die Füsse herab hänget. Oben stecken sie solchen auf beyden Seiten mit zwo sehr großen Nadeln zu, deren Köpfe breit von Silber gemacht sind. In der Mitte unter der Brust umgürten sie den Rock mit einem fast 4 Finger breiten und von allerhand Far-

den gestrickten wollenen Gürtel. Von den Schultern bis über die Hüften hinab hängen sie ein gewebtes Mäntelein um, welches sie vorne bey dem Halse mit einer großen von Silber oder Gold gemachten Nadel, die sie pichu nennen, zusammenstecken. Ihre Haare unterhalten sie eben so sorgfältig, als die Mannsleute, und flechten sie sehr schön in viele Zöpfe, deren Spitzen sie unten mit einem Bande zusammen binden. Das Haupt bedecken sie zu Hause gemeiniglich nicht, wenn sie aber ausgehen, bedienen sie sich eines weißen oder schwarzen runden Huts, oder eines andern von unterschiedlichen vielfärbigen Stückchen artig zusammgesetzten Hütchens, (Montera) welches sie von den Spanierinnen gelernet haben. Gehen sie in die Kirche, oder in ein anderes Haus, einen Staatsbesuch zu machen, so bedecken sie das Haupt mit einem von Sammet, Taffet, oder aus einem andern feinen Zeuge gemachten breiten und langen Tuche, welches hinten biß an die Kniekehlen hinab hänget. Die verheuratheten Indianerinnen sind gemeiniglich nur Sklavinnen ihrer Männer. Sie halten sie fast unmenschlich, daher bey den Eheleuten meistens Zwietracht, selten aber wahrer Friede zu finden; und obschon dieser durch Fleiß der Seelsorger und anderer Richter ein oder das anderemal gestiftet wird, so ist er doch gemeiniglich von einer kurzen Dauer, wegen der wilden Art der Männer.

Ich

Ich komme wieder auf die angenehme Lage und Gegend der Peruanischen Küste, welche sich von dem Aequator bis zu den Tropicum Capricorni erstrecket. Die angenehme Himmelswitterung, und mäßige und gesunde Luft macht allda ein irdisches Paradies. Denn da es weder scharfe Kälte, noch starkbrennende Sonnenhitze giebt, so ist hier ein ewiger Frühling, der keine Veränderung der Zeit leidet. Es giebt niemals trübe oder finstere Wolken, und wenn die Sonnenstrahlen zuweilen bedecket werden, wird solches von einem angenehmen und etwas frischen Nebel verursachet, der die Einwohner zum Spazirengehen einladet. Von Donner und Blitz, auch von starken Platzregen weis man in diesen Gegenden nichts. Das ganze Jahr hindurch sind Tag und Nacht einander gleich. Die Erde wird von einem Morgenthaue, und unzählbaren Bächlein befeuchtet, welche mit lieblichem Rauschen durch Felder und Wiesen zwischen Bäumen und Gärten herumfliesen: daher diese den Einwohnern zu jeder Jahrszeit eine große Menge der besten Blumen und Früchte hervorbringen.

Bey allen diesen Annehmlichkeiten giebt es doch einige beschwerliche Insecten, z. E. Flöhe, und sehr kleine Insecten, die sie in Cartagena Niguas, in Peru aber Piques nennen. Diese setzen sich gemeiniglich zwischen die Fußzähen an, und dringen durch die Haut in das Fleisch hinein, wo sie alsdann

ihre Nestlein machen, und Eyer legen. Sie verursachen ein beständiges und sehr überlästiges Jucken, welches man doch 3 oder 4 Tage lang ertragen muß, bis sie sich satt gefreßen, und ihre Eyersäckchen geleget haben. Alsdann nimmt man eine Nadel, eröfnet rings herum die Haut, und ziehet behutsam das ganze Nestlein mit dem Insecte heraus; das Löchlein aber, welches so groß, als eine Erbse bleibt, heilet man mit eingestreuetem spanischen Taback. Ich habe dieses Thierchen etlichemal durch das Mikroskop betrachtet, und ganz genau gefunden, daß es dem Flohe viel ähnlich, doch aber in etlichen Stücken ganz anders gebildet sey. Auserdem fehlet es in diesen angenehmen Gegenden nicht an einer fast beständigen Geißel Gottes, wodurch bisweilen die Süßigkeit der Landschaft, und angenehme Ruhe der Einwohner sehr verbittert wird, nämlich an Erdbeben, so, daß ich innerhalb neun Monaten, die ich in Lima zubrachte, mehr als zwanzig derselben verspürte, deren einige so stark waren, daß die Glokken auf den Thürmen zu größtem Schrecken und Angst aller Einwohner ihren Klang von sich selbst gaben. Man sollte wahrhaftig glauben, es wäre fast niemand auf der Welt zu finden, der sich unterstünde, in einer solchen Landschaft zu wohnen, sie möge so angenehm, so reich, und so überflüßig mit allem versehen seyn, als man sich nur einbilden könne, wo man immer in größter Gefahr schwebt leben-

dig

dig begraben zu werden, und dennoch giebt es viele Tausende, die nicht anderswo wohnen wollen, als nur in diesen angenehmen Gegenden, da sie doch noch jetzt den zu Grunde gerichteten Seehafen Callao vor Augen haben, dessen Festung den alten Namen Callao behalten hat, die besser in das feste Land hinein erbaute Stadt aber heißt jetzt Buena Vista.

Ich fahre nun in Beschreibung meiner Reise fort, die ich von Lima nach den Andengebirgen gemacht habe, wohin ich von meinem Obern, um allda dem Heile der Seelen in dem Weinberge des Herrn obzuliegen, geschickt wurde. Ich werde nichts mehr von den Sitten, Gebräuchen, Aberglauben, Kleidung, und Eigenschaften der Indianer sagen, von welchen allen ich schon oben Meldung gethan habe, sondern allein dasjenige zu erzählen mich bemühen, was ich auf meinen vielfältigen Reisen, und auf den peruanischen Anhöhen, wo ich mich 18 Jahre lang aufgehalten, Merkwürdiges gesehen und erfahren habe. Das peruanische Reich erstrecket sich von dem Aequator bis zu dem Tropico Capricorni, mithin zählet es 20 Grade in der Länge, gegen den Polum Antarcticum; in der Breite aber hat es nicht mehr, als 8 Grad gegen Osten, ob es sich gleich unten bey der Spitze gegen Chile und Paraguay in der Provinz Charcas etliche Grade weiter ausbreitet. Es gränzet gegen Osten an das unbe-

unbekannte Land der Amazonen, gegen Westen an das Mar del Zur, gegen Süden an Chile und Paraguay, und gegen Norden an Popayan. Es wird in drey große Provinzen oder Audiencias zertheilet, deren die erste Quito, die andere Lima, und die dritte Charcas oder Plata ist. Diese drey werden wiederum in viele andere kleine abgetheilet. Jede hat ihren besondern Gouverneur, die aber von dem Unterkönige von Lima abhangen. Es ist ein sehr fruchtbares Land an Baumwolle, Zucker, Getraide, Oel, vortreflichem Weine, und den besten Baumfrüchten; aber der größte Reichthum, den die Spanier allda finden, ist Gold, Silber, Zinnober, Smaragden, Quecksilber ꝛc. Das katholische Glaubenslicht schimmert fast allein nur an den Orten, welche ehedessen den Incas unterworfen waren, die übrige stecken noch in der heidnischen Finsterniß, welche zu vertreiben und das wahre Glaubenslicht allda anzuzünden, die Väter der Gesellschaft Jesu viele Jahre hindurch sich ihren Schweiß und Blut haben kosten lassen. Man reiset auf Maulthieren; Bett, Zelt, Tischtuch, Teller, Löffel, Messer, Gabel, und Trinkbecher, muß man mit sich führen, auch sich wohl mit Essen, Trinken, und mit allem, was nöthig ist, sich eine Mahlzeit auf dem freyen Felde zurichten zu lassen, versehen, weil man mehrmalen unter dem freyen Himmel sein Nachtquartier aufschlagen muß. An vielen Orten trifft man auf

der

der Reise keinen Stecken Holz an, daher man auf den Heiden den dürren Kuh- und Ochsenmist, oder Schaaflorbeeren zusammen suchen muß, Feuer zu machen, wenn man auf der Reise Thee oder Chocolate trinken, oder etwas Warmes essen will. Die Wege über diese Gebirge, sind die allerrauheste, und tausenderley Lebensgefahren ausgesetzet, weil der Weg an sehr vielen Orten kaum drey oder vier Spannen breit, da auf einer Seite die jähen Berge und Felsen, die bis an die Wolken reichen; auf der andern aber die tiefsten Abgründe sind, wo die schnellesten Flüße vorbeyrauschen. Ich bin öfters von dem Maulthiere abgestiegen, damit ich zu Fuße desto sicherer fortkommen möchte; allein ich stund manchesmal zwischen Felsen, Abgrund und Wasser, und mußte die Indianer, die uns begleiteten, um Hülfe rufen, daß sie mir die Hand langten, um nicht von dem Schwindel eingenommen zu werden, und hinunter zu stürzen, bis sie mich endlich überredeten, mich auf das Maulthier zu setzen, und beherzt fortzureuten, weil diese der harten und rauhen Wege schon gewohnt, sicher von einem Felse zum andern zu springen wissen, ohne daß sie, als nur gar selten, anstossen. Ueber große Flüße setzet man auf indianischen Brücken, die nicht von Holz oder Stein gemacht sind, sondern von starken und dicken Seilen. Diese werden von einer Seite zu der andern, wo der Fluß am tiefsten ist,

und stille gehet, gezogen; auf diese Seile werden viele aneinander geflochtene Hölzer gelegt, die mit Stricken wohl angebunden sind. Die Brücke stehet hoch über dem Wasser, und ist nur eine Klafter breit. An beyden Seiten hat sie von Stricken wohl zusammen geflochtene Geländer, an welche man sich anhalten kann. So bald man in solche den Fuß setzet, um auf die andere Seite zu kommen, fängt die ganze Brücke an, hin und her zu wanken, und sollte man alsdann den Schwindel bekommen, muß man eilends einem Indianer rufen, damit er die Hand reiche. Die Maulthiere laufen eines nach dem andern hinüber; doch müssen sie an einem Stricke, oder mit dem Zaume geführet werden. Ihre Last wird ihnen abgenommen, und auf den Schultern und Achseln der Indianer nach und nach auf die andere Seite des Flußes getragen. Gleichwie die Berge unterschieden, also ist auch die Witterung. An einigen Orten ist eine durchdringende Kälte, und die Berge sind das ganze Jahr hindurch mit Schnee bedecket, obschon alle unter dem Sonnenwendekreise liegen, und die Sonne das ganze Jahr fast schnurgerade über den Kopf herab scheinet; an andern Orten aber, die kaum zweyhundert Schritte entfernet, und in Bergen eingeschlossen sind, ist die Sonnenhitze so brennend, daß man zu verschmelzen glaubt. Andere Oerter

und Thäler, deren es zwischen den Bergen sehr große giebt, haben allezeit angenehme Lüftchen, und bringen eine ungemeine Menge Früchte hervor. Die Berge sind von aussen kahl, unfruchtbar, und unangebauet, inwendig aber sind diejenige, so gegen Westen und das Südmeer liegen, voll Silber, und die, so gegen Osten stehen, und weit von dem Meere entfernet sind, voll Gold. Berge und Anhöhen wimmeln von Feldhühnern, deren es dreyerley Arten giebt; einige sind so groß, wie ein zahmes Huhn, die man Gibues nennet, andere sind wie unsere Feldhühner in Deutschlande, deren doch einige etwas grösser, und Pisacas genennet werden. Diese fangen die Indianer also mit der Hand. Etliche begeben sich mit ihren Hunden auf die Berge und Anhöhen, die solche aufjagen, und in die Thäler hinab sprengen, wo andere Indianer ausgetheilet sind. Wenn nun das Feldhuhn auf der Heide sich niedersetzet, steckt es alsobald den Kopf unter das Gras, ohne das zweytemal aufzufliegen; alsdann eilet der Indianer, welcher am näheſten stehet, geschwind hinzu, ergreift es, und stecket solchem eine starke Flügelfeder in den Kopf, sie zu tödten. Nebst den Feldhühnern giebt es auch auf den Wiesen und Heiden noch eine andere Gattung von Vögeln, die an Größe, Federn und Bildung unsern Wachteln in Deutschlande sehr ähnlich sind. Diese fan-

gen

gen früh Morgens, wenn der Tag anbrechen will, an zu schreyen, oder besser zu sagen, zu quächzen wie unsere Kröten in den Weihern, wann es regnen will. Sie nennen sie Buccu buccu, wegen des traurigen Tones ihres Geschreyes; die Spanier aber heißen sie los gallos del Inca, die Incahahnen, weil diese indianischen Könige, wenn sie in dem Felde stunden, gemeiniglich früh Morgens, da diese Vögel zu rufen anfiengen, mit ihren Soldaten aufzubrechen pflegten. Die Wiesen, Felder, und Heiden, sind auch voll von andern Vögeln, welche die Indianer Lekeleke nennen, die sich blos vom Gewürme nähren.

Auf der Reise in diesen Landschaften, müssen sowohl geistliche als weltliche Personen, sich sehr behutsam verhalten, und sollten meines Erachtens niemals allein in einem Zimmer schlafen. Denn weil gemeiniglich keine Thüre verschlossen wird, so schleichen heimlich freche Weibsbilder hinein, die wohlgebildet, und schön aufgeputzet, ihre liebkosende Gespräche anfangen, und ihre Liebesdienste anbieten.

An allen Orten trift man auf den Anhöhen, und in den Thälern viele Wohnungen der Indianer an, die hin und her vertheilet auf ihren Landgütern leben, und über ihre Viehzucht Vorsorge tragen, weil

weil in diesem ihre Nahrung und Reichthum bestehet. Die Mannsleute von indianischem Geblüte, wenn sie 18 Jahre haben, müssen jährlich dem Könige von Spanien einen Tribut von 5 bis 7 Thalern bezahlen, bis auf das funfzigste Jahr, da sie dann wiederum davon befreyet sind. Die Weibsleute sind völlig frey. Von diesem Gelde unterhält der katholische König in diesem Reiche sowohl geistliche Lehrer als weltliche Richter. Drey Tage nach meiner Abreise von Lima kam ich in die Gegenden der Stadt Guanca Belica, *) so nicht weit von dem Marktflekken oder kleinen Städtlein Oropesa entfernet ist. Diese Stadt ist nicht groß, und hat auch ein schlechtes Ansehen von außen; doch ist sie sehr berühmt, wegen des vielen Queckfilbers, welches allda in den umliegenden Bergen gegraben wird, und jährlich der königlichen Schatzkammer ein grosses einträget. Zwanzig oder 30 Stunden davon, gegen Lima zu, befinden sich zwischen den Bergen etliche kleine Seen, welche das ganze Jahr hindurch stark gefroren bleiben. Von dannen wird täglich nach Lima durch auf

vier

*) Man sieht in der Nachbarschaft von Guanca Belica gewiße von Steinen sehr wohl ausgearbeitete Pyramiden. Don *Antonio de Ullòa* Noticias Americanas :c S. 340. Im Reiche Quito findet man irdene Grabsäulen von anderer Form. M.

vier Stunden weit unterlegte Maulthiere viel Eiß gebracht, wo man es Pfundweise verkaufet, damit die Einwohner allda ihr Getränke kühl erhalten. Sie lieben gefrorne Sachen, die sie heladas nennen, den Magen wegen der Hitze abzukühlen. Dieser Handel mit Eiß in Lima ist an einen Herrn dieser Stadt verpachtet, welches wegen der königlichen Schatzkammer jährlich 80000 harte Thaler bezahlet, so, daß nicht nur Silber und Gold, sondern auch Schnee und Eiß die Schätze der Krone Spanien in Peru vermehren.

Von diesen Gegenden machte ich mich auf, und langte nach etlichen Tagen in dem Flecken Jauxa an, wo ich von dem königlichen Zahlmeister sehr höflich empfangen, und drey Tage lang bewirthet wurde. Dieser Ort liegt in einem sehr angenehmen, und an Getraide und andern Feldfrüchten sehr fruchtbaren Thale, das sich in der Länge auf 8 bis 9, in der Breite aber auf 4 bis 5 Stunden erstrecket. Die Witterung ist hier weder zu kalt, noch zu warm; man hat auch niemal allda eine Erderschütterung vermerket, daher die Unterkönige von Lima schon oft gesinnet waren, ihre Residenz allhier aufzuschlagen, welches aber bisher noch nicht zu Stande gekommen ist. Auf beyden Seiten dieses Thals liegen an den Füssen der Berge viele grosse indianische Dorfschaften, die kaum eine halbe Stunde von einander entfernet sind. Sie haben alle schöne Kirchen.

Von

Von Jauxa setzte ich meine Reise auf Maulthieren der Peruanischen Post nach der Stadt Guamanga mit meinen Gefährten ganz vergnügt durch viele Indianische Dorfschaften, Marktflecken, und angenehme Thäler fort, wo wir unsere Augen ergötzen, und um unser Geld alle Nothwendigkeiten bekommen konnten, bis wir endlich auf eine sehr gefährliche Poststation kamen, wo wir nichts, als eine armselige indianische Hütte antrafen, in welcher ein Indianer allein wohnte, der den Posthalter des Orts, der sich eine Stunde davon auf seinem Landgute mit seinen Maulthieren befindet, Nachricht giebt, wann Reisende kommen. Es war ein Glück, daß allhier nach einer Stunde die ordentliche Post von Potosi nach Lima mit vielen sehr mit Silber beladenen Maulthieren anlangte, welche von dannen wiederum leer zu ihrem Orte, wo sie her kamen, zuruck geführt werden mußten. Die Post wurde noch selbigen Abend mit andern Maulthieren beschleuniget, wir aber ruheten noch selbige Nacht hier aus, damit auch die armen Maulthiere, die sehr abgemattet waren, ausruhen, und auf der Heide weyden könnten. Ehe die Nacht einfiel, kamen noch zween spanische Kaufleute mit vielen Maulthieren, die ihre Waaren trugen, mit welchen wir sogleich bekannt wurden, selbige Nacht und folgenden Tag aus Mangel eines Kochs, uns selbsten unser Essen zubereiteten, und die Nacht mit Gesprächen aufgemuntert zubrachten.

Den andern Tag nach genommenem Frühstücke setzte ich mit meinen Gefährten die Reise fort; die zween Kaufleute aber musten sich noch etliche Stunden aufhalten, bis ihre Maulthiere, deren sie viele vonnöthen hatten, mit ihren Gütern beladen wurden. Sie holten uns noch ein, da wir uns eben auf die unsrigen setzten, den vor uns ligenden sehr hohen, und höchst gefährlichen Berg noch vor Nachts zu übersteigen, und wollten uns noch selbige Nacht folgen, wenn ihre Maulthiere frühzeitig in dem Marktflecken eintreffen würden. Sowohl der Wirth, als der Indianer, der uns führte, mißrieth ihnen diese Vermessenheit wegen des gefährlichen Weges über den Berg, der bey nächtlicher Zeit mit größter Lebensgefahr zu übersteigen ist. Wir liesen sie in dem Orte zurück, setzten unsre Reise fort, und da wir in der Mitte des Berges waren, sahen wir sie von ferne mit allen ihren Maulthieren nachkommen. Der Indianer, der uns führte, jammerte, und sagte, daß diese Nacht schwerlich ohne Unglück vorbeygehen werde, welches dann auch geschah, da einer von diesen Kaufleuten wegen der Finsterniß der Nacht von einem Felsen mit dem Maulthiere hinab stürzte, und Hals und Beine brach, wie uns solches der andere nachmals weinend erzählte.

Nach diesem Unglücke unsers lieben Reisegefährten, langten wir nach 5 Tagen zu Guamanga an. Dieses ist die Hauptstadt einer kleinen Landschaft

oder

oder Corregimientes, wo es viele Gold- und Silber- und Kupferminen giebt, und ist zugleich der Sitz eines Bischofs und Gouverneurs. Sie liegt zwar etwas hoch, hat aber in der Höhe eine schöne weite Ebene auf etliche Stunden. Sie ist nicht groß. Auf dem Markte, der in der Mitte der Stadt sich befindet, stehet die Domkirche, außer welcher auch noch andere Pfarrkirchen, und Ordensklöster gefunden werden, nebst einem Nonnenkloster der heiligen Theresia, so fast außer der Stadt liegt. Sie hat schöne Häuser und Gebäude, auch lange und breite Gaßen, ist aber ein offener Ort ohne Mauern, wie fast alle andere Städte dieses Königreiches sind. In ihren Thälern ist es etwas warm; sie hat vieles Getrayde und andere Früchte, es werden auch in ihren Gegenden viele Zuckerrohre angebauet. Gärten und Felder werden mit hohen und dicken Hecken umgeben, welche dicke und breite Blätter haben, die voll spitziger Dornen, gleich spitzigen Nadeln, stecken. Diese allda fast an allen Orten von selbst wachsende dicke Dornhecken nennen sie Tunales, wegen der sehr guten und gesunden Frucht, so Tuna genennet wird. Sie wächset oben aus dem dicken dornichten Blatte ohne Stiel heraus, wo zuvor eine gelbe Blume, da der Tunal blühete, gestanden ist. Sie ist länglicht, und dick, wie eine mittelmäßige Gurke, hat aussen eine glatte, dicke, und grüne Schälfe. Wenn sie weich, und

zeitig ist, wird sie von dem dicken Blatte abgerissen, und die Länge hinab mit einem Messerchen eröfnet, wo man alsdann ganz leicht die dicke Schälfe abnehmen, und die Frucht essen kann. Sie ist sehr frisch und kühleud, daher sie auch zur Zeit der starken Sonnenhitze mehrentheils genommen wird, um den Durst zu löschen. In dieser Stadt muste ich mich acht Tage lang aufhalten, wegen Mangel der Indianer, die uns auf der Reise begleiten sollten: denn da wir am Sonnabende vor dem Feste der heiligen Dreyfaltigkeit und des Frohnleichnams allhier anlangten, welche zween Festtage sowohl von den Spaniern, als Indianern feyerlich begangen werden, konnten wir niemand, auch durch gute Bezahlung überreden, uns zu begleiten, bis die 8 Tage dieser Feyerlichkeit verflossen waren. Es wurden auf dem Markte in der Mitte der Stadt, wo viele prächtige Gerüste für die Zuschauer aufgerichtet waren, Stiergefechte gehalten. Diese Thiere wurden fruhmorgens von den Heiden, wo sie geweidet werden, in die Stadt auf den Markt in eine von Brettern gemachte Stallung gebracht. Von dannen wurde nach zwölf Uhr einer nach dem andern auf den Markt, der sehr lang und breit ist, herausgelassen. Damit der Ochs sehr wild, und rasend werde, binden sie ihm an die zwey Hörner und an den Schwanz Raketchen und Schwärmer, die sie bey der Stallthüre anzünden, dadurch wird der Stier

tobend

tobend, und rasend. Alsdann tretten einige sowohl zu Fuß, als zu Pferde mit Spiesen oder Degen in den Markt hinein, rufen mit einem Tuche oder Mantel den rasenden Ochsen zu sich, der wie eine Furie auf sie los gehet, und wenn sich einer nicht sehr in Obacht nimmt, kann er leichterdings von dem wüthenden Thiere durch und durch gestossen, und getödtet werden, wie es dann mehrmalen geschieht. Es sind diese Tage hindurch bey dieser Lustbarkeit neun Menschen also elend um ihr Leben gekommen, ohne diejenigen, die sehr verwundet wurden. Es ist zwar dieses Ochsenturnieren von dem römischen Stuhle mehrmals unter einem scharfen Kirchenbanne verbotten worden, allein es half nichts, so daß man endlich gezwungen worden, wegen des Uebermuths, und Frechheit dieses Volks, durch die Finger zu sehen. Bey diesen Stiergefechten satteln sie bisweilen einen Ochsen gleich einem Pferde, auf welchen sich ein Indianer setzet, und auf dem Markte herumreutet, wenn auch der Ochse noch so rasend hin und her läuft, so sitzt der Indianer doch so fest im Sattel, daß er ihn nicht aus demselben hebet, bis er ganz ermüdet zur Erde fällt, wo sich dann der Indianer geschwind herunter macht, und davon läuft. Nach vollendetem Ochsenturniere traten mehr als hundert Indianer auf den Markt in ihrer ehemaligen Kleidung, die ihren König (Inca) unter einem Throne auf ihren Schultern zu dem Hause, wo

der Gouverneur bey dem Fenster stund, trugen, wo alsdann der verkleidete Inca eine schöne Anrede hielt. in welcher er sich wegen der großen Lustbarkeiten bedankte, die ihm der Gouverneur diese Tage über machen lassen.

Nach vollendeter Feyerlichkeit setzten wir unsere Reise auf Maulthieren der Peruanischen Post fort, welche ein Graf, der zu Lima wohnet, in dem ganzen Königreiche unterhält, und deswegen dem Könige von Spanien jährlich hundert tausend harte Thaler bezahlet. Wir langten nach drey oder vier Tagen in dem Thale Apurima an, durch welches ein grosser sehr reissender Fluß rauschet, über welchen wir auf einer von Stricken gemachten Brücke, von welcher ich oben schon Meldung gethan, setzen musten. Dieses Thal ist sehr hitzig und voll Schnacken, die den Reisenden sehr überlästig fallen, weil sie Hände und Gesicht sehr übel zurichten, wie wir dann solches genugsam erfahren haben, bis wir folgenden Tag wieder auf die Anhöhe in ein großes indianisches Dorf, Chincheros genannt, kamen, wo das feinste Pulver gemacht wird. Nach sehr vielen durchgereisten Dorfschaften und Marktflecken kamen wir nach 12 Tagen nach Pachachaca, einem sehr grossen Meyerhofe der Jesuiten, wo jährlich sehr viel Zucker gemacht wird. Wir wurden allda von dem Verwalter des Hofs, der ein Priester war, ein ganzes Monat auf das lieb-

liebreicheste unterhalten, und langten nach drey oder vier Tagen in einer sehr grossen Dorfschaft an, so Moljemolje genennet wird. Gleich bey diesem Orte übernachteten wir in einem andern Meyerhofe unsers Ordens, wo ebenfalls der feinste Zucker gemacht wird. Folgenden Tag kamen wir an den Fluß Pampas, der tief, breit, und sehr reisend ist. Ueber diesen setzten wir auf einer von Stricken zusammgeflochtenen Brücke; ich aber muste mich von einem Indianer bey der Hand hinüberführen lassen, weil sich die ganze Brücke beständig gleich einer Wiege bewegte. In diesen Gegenden habe ich bey den Anhöhen des Flusses viele Aloenbäume angetroffen, deren viele blüheten, viele aber nicht. Sie werden hier Makey genennet, und wenig geachtet, weil ihr Holz sehr weich, leicht und zu vielen Sachen nicht gebraucht werden kann.

Wir kamen endlich zu den Gegenden der Stadt Cuzco oder Cozco. Es stehen da an vielen Orten noch alte Paläste der Incas, welche zur Verwunderung in die Augen fallen, wegen der sehr grossen und wohl ausgearbeiteten Steine, die ohne Kalch so gut, und fest aufeinander liegen, daß ein jeder Europäer billich ihre Baukunst rühmen muß. Man sieht ebenfals an vielen Orten auf den kleinen Anhöhen herrliche Grabstätten, (Guacas), wo die adeliche Indianer begraben liegen. Sie sind artig von künstlich zusammgelegten Steinen ins Viereck

gebauet, und haben auf allen Seiten drey oder vier Ellen in der Breite, in der Höhe aber drey bis sechs; oben sind sie flach mit Steinen zugemacht. Auf der Seite gegen Sonnenaufgang ist ein kleines Thürlein, so offen stehet, in welchem der todte Indianer in einer Nische sitzet. Die meisten von diesen Grabstätten sind von den Spaniern niedergerissen worden, theils wegen des Goldes und Silbers, so sie zuweilen darinnen fanden, theils wegen der guten und artig gearbeiteten Steine, die sie zu andern Gebäuden verwendeten. Wir langten nach zween oder drey Tagen in der Stadt Cuzco selbst an. Diese ist unter den Peruanischen Bergstädten die berühmteste, da sie ehedessen der Sitz der Incas, oder Kaiser von Peru, war, allwo die Spanier einen unzählichen Schatz von Gold und Silber gefunden haben. Sie wird in Ober- und Nieder Cuzco eingetheilet, und liegt zwischen Bergen in einem angenehmen Thale, das sich lang hinaus strecket, und worinn sehr viele gute Früchte wachsen. Sie ist sehr groß und zierlich erbauet, pranget mit herrlichen Gebäuden, und zeiget noch viele Sachen des Heidenthums, welche würdig sind, gesehen zu werden. Sie hat einen Bischof, und rühmet sich zwoer Universitäten, deren einer die Weltpriester, der andern die Unsrigen vorstunden. Die Dom- und Jesuiterkirche, die auf dem Markte samt einem Universitätshause stehen, und denselben über die massen zieren, übertreffen die

zu

zu Lima, ja sie würden einer jeden Stadt in Europa eine Zierde machen. Denn da man daselbst gar seltene und sehr geringe Erderschütterungen verspüret, so sind die Gebäude von gehauenen Steinen kostbar aufgeführet. Der Markt, der in der Mitte der Stadt sich befindet, war ehedessen zu den Zeiten der Incas mit einer goldenen Kette zweymal umgeben, deren Ringe so groß und schwer waren, daß an einem jeden derselben ein Indianer zu tragen hatte. Diese vergruben die Indianer bey der Ankunft der Spanier in die Erde, und ist noch nicht entdecket worden, so viel Mühe auch diese sich schon gaben, sie zu finden. Die unterirdischen Krüfte, deren es in dieser Stadt viele gibt, und welche alle den Spaniern verborgen sind, halten große Schätze in sich. Es ist nicht möglich, sie von einem Indianer zu erfahren, wenn er sie auch wohl zu finden weis, ob man ihm schon ich weis nicht was für Reichthümer versprechen wollte. Denn sie haben sich unter einander verschworen, die Schätze ihrer Voraltern so zu verwahren, daß sie von den Spaniern niemals könnten hinweg geschnappet werden. Eben dieses thun sie mit den alten Gräbern, wo öfters viel Gold und Silber vergraben liegt. Sie lassen sich auch nicht überreden, die Gold- und Silberminen den Spaniern zu eröfnen, und wenn sie eine auf den Bergen finden, überschütten sie solche mit vielen Steinen, und andern Sachen, damit sie von

aussen

aussen nicht könne wahrgenommen werden. Denn sie fürchten, sie würden alsdann von den Spaniern, dieselbe zu bearbeiten, angehalten. Nebst diesem geben sie vor, es wären ihnen mehrmalen fürchterliche Gespenster erschienen, die ihnen den Tod androheten, wenn sie sich unterfangen würden, diese Schätze der Erden den Spaniern zu entdecken. Die Stadt Cuzco hat etliche Pfarrkirchen und unterschiedliche Frauen- und Mannsklöster, die sowohl wegen der reichen Personen, als schön erbauten Gebäude und Kirchen berühmt sind. Der Tempel, in welchem die Heiden ehedessen die Sonne verehrten, ist anjetzo von seinem Unflathe gereiniget, und erschallet in solchem heut zu Tage das Lob des wahren Gottes, da er zu einer Kirche, samt einem herrlichen Kloster, den Vätern des Predigerordens überlassen worden. Der Palast und die Wohnung der Incas, wurde zu einem Collegio der Jesuiten bestimmt, welches wegen seiner Größe sehr prächtig auf dem Markte da stehet.

Man sagt, in diesem liege ein unermeßlicher Schatz von Gold und Silber vergraben, den sie den Schatz der Incas nennen; man hat ihn aber bisher noch nicht gefunden. Eine adeliche Indianerinn, in welche ein spanischer Graf viele Jahre verliebt war, gab ihm die gewissesten Zeichen an,

wo

wo er in dem Garten der Jesuiten die Erde aufgraben, und die Steine aufbrechen lassen müsse, wenn er den sichern Eingang in die unterirdische Gruft, wo der große und reiche Schatz der Incas verwahret ist, finden wollte. Der Graf bekam von dem Unterkönige zu Lima die Erlaubniß, und da er bey dem von der adelichen Judianerinn angezeigten Orte anfieng, die Erde aufgraben zu lassen, fand er alle von ihr gegebene Kennzeichen sicher und richtig. Als aber die Jesuiten besorgten, es möchte der ganze Flügel oder Gang des Hauses großen Schaden leiden, ja durch das tiefe Graben vielleicht völlig zusammenfallen, ließen sie eine Bittschrift an den Unterkönig ergehen, und begehrten, der Graf sollte zuvor bey dem Corregidor der Stadt so viele tausend Thaler niederlegen, als vonnöthen wären, den Gang oder Flügel von neuem zu erbauen, wenn derselbe durch das Graben Schaden leiden oder einfallen würde, allein der Graf wurde durch dieses abgeschröcket, und ließ von dem angefangenen Werke ab. Man sieht unten in dem Garten noch heut zu Tage den Baum, der eine weisse große becherähnliche Blume trägt, die Stufen, die zu einer frischen hellen Brunnquelle, die mit einem kleinen Gewölbe eingefasset ist, führen, und andere steinerne Staffeln, die von dannen weiter in eine unterirdische Gruft führen, welche sehr sichere, und gewisse Merkmaale die adeliche Indianerinn

nerinn oder Fräulein, die man hier zu Lande Bisnias nennet, ihrem geliebten Grafen eröfnet hatte, den reichen und großen Schatz der Incas zu heben. Ich selbst bin etlichemal hinabgestiegen, und habe in dem untern Gange mit dem Fuße auf die Erde gestossen, wo ich aus dem Wiederhalle, der etliche Minuten daurete, wahrnahm, daß alles unten hohl, und voller Grüfte seyn müsse.

Die schöne und prächtige Pforte des Hauses und der Kirche der Jesuiten, wie auch des großen Universitätshauses, fallen wegen ihrer wunderschönen Bauart, sehr in die Augen.

Es sind noch drey andere Häuser der Jesuiten in dieser Stadt, nämlich das Haus des ersten Probierjahrs, das Haus des heiligen Bernhards, wo die spanische Jugend in den freyen Künsten und guten Sittenlehren unterrichtet wird, und endlich das Collegium des heiligen Borgia, wo die adelichen Indianer sowohl in Glaubenslehren, als andern Wissenschaften unterrichtet werden. Alle diese Häuser, wie auch die übrige, die unser Orden in diesem Reiche besaß, sind mit sehr vortreflichen Bibliotheken versehen.

Gegen der Stadt Cuzco über ist ein Berg, auf welchem die Festung der Incas liegt, welche billig

ein

ein Wunder der Welt zu nennen ist. Sie hat überaus hohe Mauren, die aus ungeheuren Steinen zusammengefüget sind. Ein jeder Stein macht in der Länge und Höhe ein halbes Stockwerk, und in der Breite fast ein Viertel der Mauern aus. Alle Steine sind so künstlich zugerichtet, und ohne allen Kalch so gleich zusammen gesetzet, daß ich in der Welt ein ähnliches Werk nicht zu seyn glaube. Diese so berühmte und schöne Festung des peruanischen Alterthums wird von den Spaniern völlig vernachläßiget; da sie doch die ganze Stadt Cuzco wider alle feindliche Anfälle zu beschützen, sehr wohl lieget. Man hat allda alle Gassen, Höfe, und Gärten in den Augen, und kann alle Feinde mit grobem Geschütze zu Grunde richten.

Es sind in dieser Festung zwo große unterirdische Grüfte, die sie Chincanas nennen. In eine derselben kroch ich durch die schmale Oefnung, so durch einen Felsen gemacht ist, und sah mit Verwunderung, wie schön, artig und künstlich, der Felsen gleich einem großen und breiten Felsenkeller ausgehauen ist. Ringsherum sind viele Sitze in den Felsen hineingehauen, wo sehr viele Personen bey starker Sonnenhitze sich abkühlen können. Oben fällt das Licht durch eine Oefnung hinein. In die andere habe ich es nicht gewaget, hinein zu gehen, weil man mich versicherte, daß diese Gruft so tief

und

und weit unter der Erde fortlaufe, daß sich bisher noch niemand unterstanden, das Ende derselben zu suchen.

Cuzco ist mit vielen schönen Meyerhöfen, fruchtbaren Feldern, und angenehmen Gärten versehen, die sehr schöne und wohlriechende Blumen, herrliche Obstfrüchte, und andere nutzbare Feldgewächse das ganze Jahr hindurch im Ueberflusse hervorbringen; obschon die Himmelswitterung zu Zeiten etwas rauher ist, als zu Lima. Durch die Mitte der Stadt flieset ein kleiner Fluß, den sie Quatanay nennen. Dieser läuft zu Zeiten so, daß er von den Bergen die größten Steine mit herab und fortwälzet. Etliche Tagereisen von Cuzco hält sich hinter dem hohen Gebirge ein indianischer König auf, den zwar die Spanier einen Rebellen heisen, der sich aber den rechtmäsigen Herrn und König von Peru nennt, und vorgiebt, er führe sein Geschlecht von dem Geblüte der Incas, oder alten Könige her. Ob er nun aus diesem königlichen Stamme, wie er sagt, hersprosse, lasse ich dahin gestellet seyn. So viel weis man doch, daß er vor etlichen Jahren als ein adelicher Jüngling in der Stadt Cuzco in dem Hause des heiligen Borgia auferzogen, und in den Wissenschaften unterwiesen worden, wo er jederzeit Anzeichen eines großen Geistes von sich gab, ohne daß er sein hohes Herkommen jemals jemand geoffenbaret hätte. Er hat fast alle herumliegende Heiden (Maran Cochas)

Cochas) unter welchen er wohnet, und deren Zahl unendlich groß ist, schon an sich gezogen, und folgen solche seinem Befehle und Wink. Da er nun das ganze Königreich Peru mit aller Gewalt suchet, sprechend, es sey solches von den Spaniern ungerechter Weise seinen Anherren geraubet worden, so hat man billige Ursache zu befürchten, er möchte etwann, wie er solches schon etlichemal gethan, bey guter Gelegenheit hinter seinen Bergen hervor brechen, das ganze Peru mit einem erstaunlichen Kriegsheere überschwemmen, und solches sich unterwürfig machen, zumal da die Spanier hier zu Lande sehr wenige oder gar keine regulirte Soldaten und Festungen haben, und also seiner Macht sehr schwer würden Widerstand thun können. Dazu kommt noch, daß die neubekehrte Indianer des spanischen Jochs sehr überdrüsig, und wohl die ersten seyn könnten, die sich freywillig zu diesem indianischen Könige schlagen, und auf seine Seite häufig überlaufen würden. Auf Befehl des Königs Ferdinands VI wurden von dem Unterkönige zu Lima, Don Joseph Manso, Conde de Superunda, vor etlichen Jahren zween Jesuiten, die mir diese Geschichte mündlich mit allen vorgefallenen Begebenheiten erzählet haben, über diese Gebirge zu diesem indianischen Könige abgesandt, um zu sehen, was er für Verfaßungen allda führe und habe. Da sie nun zu Tarma ankamen, so eine Grenzfestung ist, wo gleich jenseits des Flusses die

Landschaft dieses indianischen Königes anfängt, sagte ihnen der allda sich befindende Corregidor, sie sollten sagen, sie wären Abgesandte vom römischen Papste: denn er wüßte gewiß, daß der Apu *) Inca, oder König, ein katholischer Christ sey, mithin er sie gewiß vor sich lassen würde. Die zween Jesuiten bedienten sich dieses guten Rathes, und da sie an den Fluß kamen, riefen sie in indianischer Sprache hinüber, daß sie im Namen des römischen Papstes mit dem Apu Inca zu sprechen verlangten. Folgenden Tag kam frühzeitig die Antwort, sie sollten über den Fluß setzen. Da sie sich nun auf der andern Seite befanden, stunden auf den Wegen, wo sie durch marschiren musten, unzählige Indianer mit Pfeilen und Bogen, die sie zum Zeichen des Friedens und der Freundschaft gegen die Erde senkten. Sie reiseten etliche Tage in Begleitung vieler Indianer durch sehr große und volkreiche indianische Dorfschaften, bis sie endlich an den Ort gelangten, wo der Apu Inca seine Wohnung hatte. Man führte sie in das Haus, so ihnen der indianische König zu ihrem Quartiere anweisen lassen; und nachdem sie einige Zeit von der Reise ausgeruhet hatten, wurden sie von einigen Trabanten und Bedienten vor den Inca geführet. Dieser empfieng sie ganz liebreich auf seinem Throne. Einer der Jesuiten, da er ihn erblickte, erkannte ihn alsobald aus dem Gesichte,

*) Apu, Herr.

sichte, daß er derjenige sey, welcher ehedessen im Hause des heiligen Borgia zu Cuzco als ein adelicher Jüngling, von indianischem Geblüte eines Cazikens auferzogen und unterwiesen worden; doch ließ er sich nichts davon merken. Der Jesuit hielt seine Anrede in indianischer Sprache. Er sagte, daß sie von dem römischen Stuhle abgesandt worden, sich zu erkundigen, ob nicht auch in diesen Gegenden des Königreichs Peru das wahre Glaubenslicht könnte angezündet, und seine Indianer in der heiligen Lehre des allein seligmachenden Glaubens unterrichtet werden. Auf dieses antwortete der Inca, dieses wäre schon längst sein Verlangen gewesen, daß seine Unterthanen in der Lehre des wahren Glaubens möchten unterrichtet werden, weil er selbst ein katholischer Christ sey. Er habe zwar vor etlichen Jahren einige Priester eines andern Ordens in der Nähe gehabt, die solches hätten anfangen können, da sie aber seine Unterthanen bereden wollten, sie sollten ihm nicht Gehorsam leisten, denn er wäre nur ein Rebell, weil der König von Spanien allein der rechtmäßige Herr über ganz Peru sey, wäre er gezwungen worden, solche wieder weit über das Gebirge hinüber zu jagen; allein von den Jesuiten sollten jetzt kommen so viel, als nöthig wären. Er versprach ihnen in allem, was dieses Bekehrungswerk anbelanget, an die Hand zu gehen, und versicherte sie zugleich, daß auf seinen Befehl alle seine Untertha-

nen sich ganz willig in der wahren Glaubenslehre unterweisen lassen würden; der Papst sollte aber seine ungerechte Schenkung, die er dem Könige von Spanien that, widerrufen, da er ihm das Königreich Peru übergab. Es wäre freylich der heilige Vater von den Spaniern mit List und Betrug hintergangen, und sehr belogen worden, da sie ihn versicherten, es wäre niemand mehr von dem königlichen Geblüte der Incas übrig, dem die Krone des Königreichs Peru gebühre; denn sie vermeinten, sie hätten durch ihre unmenschliche Grausamkeit, die sie an seinen Voraltern ausgeübet hatten, auch alle Zweige des königlichen Stammes ausgerottet, und gänzlich vertilget; allein sie hätten sich in ihrer Meinung sehr geirret: denn er habe noch vier Prinzen. Nachdem sich diese zween Jesuiten acht Tage lang allda aufgehalten, und täglich mit dem Inca vieles gesprochen, reiseten sie wieder über das Gebirge nach Lima, wo sie die ganze Begebenheit ihrer Reise schriftlich auffsetzten, und dem Unterkönige übergaben, der diesen Bericht alsobald nach Madrid an Ferdinand VI. überschickte. Dieser Monarch ließ nachher einen königlichen Befehl nach Peru ergehen, daß künftig weder ein Jesuit, noch ein anderer Ordensgeistlicher sich mehr unterstehen sollte, zu diesem Rebellen zu gehen, um die allda sich befindende heidnische Völker in der wahren Glaubenslehre zu unterweisen. Beyde Jesuiten, mit welchen ich neun

Monate zu Lima Umgang hatte, versicherten mich, sie hätten in diesen Gegenden in den Dorfschaften unzähliche Indianer angetroffen, und könnte man nicht wissen, wie weit sich diese Landschaft in die unbekannten so genannten Amazonenländer hinein erstrecken, wo sich schon alle allda befindliche Heiden diesem Inca unterworfen haben.

Nach verflossenem Monate meines Aufenthaltes zu Cuzco, setzte ich meine Reise fort, und fand nach etlichen Tagen den Weg ganz eben, und zum Reisen sehr bequem. Denn sobald man die Peruanischen Berge überstiegen hat, so scheinen die folgenden Provinzen eine ganz andere Landschaft zu seyn. Man sieht auf mehr als zwey hundert Stunden nicht einen einzigen Baum, sondern alles ist voll Heiden, wo so wohl auf der Ebene, als auf den Anhöhen und Hügeln unzähliches indianisches und europäisches Vieh gewendet, und gezogen wird. Nach drey Wochen, nachdem ich durch viele sehr große indianische Dorfschaften und Meyerhöfe gereiset war, langte ich zu Puno an, wo der große See Titicaca, der einem Meere gleichet, seinen Anfang nimmt. Diese Stadt wird so wohl von Spaniern, als Indianern bewohnet, hat eine überaus schöne von Quadersteinen gebaute Pfarrkirche, prächtige Häuser, und einen Corregidor. Sie liegt an dem Fuße eines hohen Berges, Cancharani genannt, aus welchem schon viele Jahre her, und noch

täglich viel Silber gegraben wird. Diese Silbermine ist auf folgende Art entdecket worden. Ein von Spanien in diese Landschaften gekommener adelicher Jüngling wollte zu Potosi bey seinen Anverwandten sein Glück suchen; wurde aber auf der Reise sehr gefährlich krank, so, daß er mit harter Mühe diesen Ort Puno lebendig erreichte. Er kehrte allda in dem Hause einer Indianerinn ein, die eine Wittwe war. Diese nahm ihn mit großer Liebe auf, und verpflegte ihn in seiner Krankheit, wie eine Mutter ihren Sohn. Da nun der spanische Jüngling durch so gute Verpflegung seine vorige Gesundheit wiederum erhalten hatte, wollte er sich aus Dankbarkeit mit der einzigen Tochter der Indianerinn verheurathen, um allezeit bey einer so liebreichen und dienstwilligen Mutter zu verbleiben. Die Spanier, welche solches in dem Orte merkten, misriethen auf alle Weise und Wege dem Jüngling diese Heurath, weil es sowohl ihm, als seiner ganzen Freundschaft die größte Schande seyn würde, wenn er sich als ein edler Spanier mit der Tochter einer armen Indianerin verheurathen sollte. Die Tochter merkte solches; sie sagte zu dem Jünglinge, er sollte sich in seiner Neigung nicht irre machen lassen, es würde ihn gewiß die Heurath mit ihr niemal gereuen; denn sie verspreche ihm sicher, daß sie ihn in kurzer Zeit zu einem reichen Manne machen wollte, er sollte nur mit ihr spatziren gehen, und nachdem

sie sich an einem gewissen Orte würde niedersetzen, sollte er denselben wohl merken, alsdann einige getreue Indianer mit sich heraus nehmen, und graben lassen, er würde allda eine sehr reiche Silbermine entdekken. Der Spanier glaubte dem Mädchen, merkte den Ort wohl, wo sie sich niedergelassen, ließ allda Steine ausheben, und fand sogleich die reiche Silbermine. Diese zeigte er alsobald dem Gouverneur an, und erhielt die Erlaubniß, sie auf seine Kosten zu bearbeiten. Er verheurathete sich mit der Indianerin, und fieng die Arbeit mit so glücklichem Fortgange an, daß er in kurzer Zeit ein sehr reicher Mann ward. Von Puno gelangte ich mit meinem Gefährten am folgenden Tage zu Chucuito an, und wurde von dem Corregidor des Ortes sehr höflich empfangen, der uns beyde in seinem Hause drey Tage lang sehr wohl bewirthete. Dieser Ort ist die Hauptstadt der Provinz gleiches Namens. Sie ist gar nicht groß, hat aber ehrbare Häuser, breite Gaßen, und zwo große Pfarrkirchen. Sie liegt auf einer kleinen Anhöhe, nahe bey dem großen See Titicaca. Es befindet sich allda eine königliche Schatzkammer, wo die Silberstangen, so sie Barras nennen, von dem Silber gegossen werden, welches sowohl in dieser, als in der Provinz von Paucarcolla aus den Silberminen gegraben, und reichlich gearbeitet wird.

Von da setzte ich meine Reise über Acora, und Hilabe, zwo sehr große indianische Dorfschaften fort, und langte endlich den 22sten August in meiner Mißion zu Juli frisch und gesund an. Diese stehet unter dem Gouverneur von Chucuito, der den Indianern das Recht sprechen, und ihre Klagen und Streitigkeiten in weltlichen Dingen ausmachen muß. In geistlichen Sachen ist sie dem Bischofe von Paz unterworfen, welche Stadt 40 Stunden davon entfernet ist. Sie stehet an der Landstrasse, welche nicht allein von den Reisenden in Peru, sondern auch von denjenigen, die aus Paraguay nach Peru reisen, sehr stark betreten wird. Man giebt hier den Fremdlingen nur dreytägigen Aufenthalt, nach deren Verfliessung sie ihre Reise fortsetzen müssen; sollte aber einer von den Reisenden in eine Krankheit fallen, wird er allhier in das Spital gebracht, wo man ihn sowohl mit Speise und Trank, als auch mit leiblicher und geistlicher Arzney versorget. Diese Mißion oder Dorfschaft Juli liegt auf einer Anhöhe nahe an dem großen See Titicaca, zwischen vier hohen Bergen, welche die ganze Dorfschaft der Indianer umgeben, und einschränken, deren der eine Ulla, der andere Caracollo, der dritte Sapacollo, und der vierte Sulipucara genennet wird. Dieser letztere ist der größte und höchste, und ist von der Mitte an bis fast an die Spitze mit vier dicken und hohen Mauern ringsherum umgeben,

zwischen welchen die Indianer viele Felder haben, wo sie Erdäpfel und Quinoa bauen. Die Mauern sind schon an vielen Orten zusammen gefallen. Dieser Berg war die Festung der uralten heidnischen Indianer, wo sie sich dem fünften Inca, Capac Yupanqui, der sie unter seine Bothmäßigkeit bringen wollte, viele Jahre sehr stark und tapfer widersetzten, bis er sie endlich durch eine grausame List, die seine Heldenthaten ziemlich verdunkelt, überwunden, und unter sein Joch gebracht. Alle vier Berge haben oben auf der Spitze ein großes und hohes Kreuz, die ein frommer Priester aufrichten ließ.

Diese vier Berge sind nebst einem andern, der nahe zwischen zweyen derselben liegt, und Yacari heißt, mit vielen reichen Silberadern und Minen gespicket, wo ehedessen sowohl die heidnischen Indianer, als Spanier viel Silber ausgegraben haben.

Der Ort der Mißion ist zugleich eine große Dorfschaft, wo nur Indianer wohnen, hat lange gerade Gassen, und in der Mitte einen viereckigten großen und breiten Markt, wo die Indianerinnen an Sonn- und Feyertagen ihre Waaren verkaufen. Es sind allda vier schöne Kirchen, die von Stein wohl erbauet, auch mit sehr vielem von Gold und Silber gemachten sehr reichen Kirchengeräthe versehen sind, mit welchem an hohen Festtägen

die Altäre von unten bis oben bedecket werden. Sie prangen mit sehr reichen und kostbaren priesterlichen Kleidungen von Brocat. Inwendig sind die Kirchen mit großen und guten Gemälden ausgezieret, deren jedes ein Kunststück genennet werden kann. Sehr künstlich aus Holz geschnitzte Bildsäulen stellen den Heiland an der Säule, wo er gegeisselt wurde; wie er das Kreuz trägt; wie man ihn von dem Kreuze herabnimmt; nebst den Bildnissen Johannes des Täufers, des heiligen Hieronymus, und St. Franciscus, vor. Ob sie schon alle nur von indianischen Bildhauern verfertiget worden, so muß ich doch aufrichtig bekennen, daß sie sehr künstlich und gut ausgefallen sind. Diese vier gemeldete Kirchen, führen folgende Titel. Die erste ist die Peterskirche, zu welcher die Indianer gehören, die man Quancollos nennet, und die Kirche des Hauses der Jesuiten ist; die andere ist die Kirche des heiligen Kreuzes, wo im Hochaltare ein großes Stück des heiligen Kreuzes verwahret wird, das der heilige Borgia hieher verehret hat. Zu dieser Kirche gehören die Indianer, die man Incas, Chambillas und Chinchayas nennet. Die dritte ist die Kirche der Himmelfahrt der seligsten Jungfrau, und gehören zu solcher die Indianer, so man Mochos heißet. Die vierte und letzte ist dem heiligen Johannes dem Täufer gewidmet, wo die Säulen, die das Kreuz und den Chor der Kirche machen, so künst-

künstlich aus aschgrauem Steine gehauen, und mit vielen Blumen und Laubwerken so artig ausgearbeitet sind, daß die Durchreisenden nicht glauben wollen, daß sie von Stein, bis sie mit einem Messer die Probe machen. Es gehören zu dieser Kirche die Indianer, die man Ayancas nennet; und obschon diese sechs Geschlechter oder Stämme der Indianer, die zu der julischen Dorfschaft gehören, nur eine Sprache reden, so sind sie doch in dem Gesichte so unterschieden, daß man sogleich weis, aus was für einem Stamme sie her sind. Alle besagte und zu dieser julischen Mißion gehörigen Indianer, belaufen sich auf 10 bis 12 tausend Seelen. Vier Priester unserer Gesellschaft, welche allezeit unter ihnen wohnten, hatten die geistlichen Verrichtungen zu versehen. Auf einer nächst an dem Orte liegenden Anhöhe, stehet eine Kapelle der heiligen Barbara, welche derjenige von uns besorgte, der zugleich über die gemeinschäftlichen Güter die Obsorge trug, die in acht Landgütern bestunden, auf welchen zusammen 15 tausend indianische, und 5 tausend europäische Schaafe, nebst 80 Ochsen und Kühen gezählet wurden, über welche 50 Indianer als Hirten bestellet waren.

Von diesen Gütern wurden unterhalten: erstlich, die Armen des Orts mit täglicher Speise, auch mit Kleidung; zweytens die Musikanten, die

wegen beständiger Beschäftigung in den Kirchen, wenig Zeit zum Arbeiten übrig haben, sich zu ernähren; drittens die schwachen und kranken Indianer, die wegen ihrer Krank- und Schwachheit das Jahr hindurch nicht so viel Geld verdienen können, den königlichen Tribut zu bezahlen; viertens der Schulmeister, der die kleinen Indianer im Lesen und Schreiben unterrichtet, und endlich die Indianer, welche alle Jahre zu bestimmten Zeiten nach der Stadt Potosi, welche von Juli 150 Stunden entfernet ist, reisen müssen, um in den Silberminen allda zu arbeiten. Es ist auch in dieser Dorfschaft ein Spital, worinn die Kranken umsonst mit Kost und Arzneyen verpfleget werden, wozu die Apotheke monatlich 50 harte Thaler Einkommen hat, die derjenige bezahlen muß, der das Jahr hindurch in der Dorfschaft Wein und Brantwein verkaufen darf. Die geistliche Jurisdiction dieser Mißion zu Juli, erstrecket sich in dem Umkreise auf mehr als 100 Stunden, über die rauhesten Berge, gefährliche Flüße, und unermessene Heiden, wo sich die meisten Indianer, mit ihren ganzen Familien in ihren Hütten und Landgütern bey ihren Heerden aufhalten, und ihren Seelsorgern viele Mühe und Schweiß verursachen: denn wenn sie erkranken, muß man ihnen beystehen, sie beichten zu hören, und ihnen das heilige Abendmahl, und letzte Oelung zu geben. Wenn eine starke Krank-

heit

heit unter ihnen einreisset, lassen sie ihre Seelsorger fast wöchentlich vier bis fünfmal rufen. Das beschwerlichste ist alsdann für diese, daß sie nicht allein zwo, drey, oder vier Stunden, sondern öfters zehn, zwanzig, und dreyßig, ja noch mehrere Stunden reuten müßen, und dieses auf den rauhesten Wegen, unter tausend Beschwernissen und Lebensgefahren. Ueber dieses müssen sie das Jahr hindurch diese ganze Völkerschaft durchwandern, um ihnen zu predigen, ihre Kinder zu taufen, und sie in der christlichen Lehre zu unterweisen.

Ihre Sprache, die sie Aymăra nennen, ist völlig anderst, als die Quichua, so die allgemeine Sprache des Königreichs Peru ist. Hier ist eine kleine Probe davon.

Santa Cruzna unañcha-pa-laycu aucanaca-
Sanctae Crucis Signum suum propter inimicos

ſsatha nanaca Kespüta nanacan' Dio-ſsa Apuhua,
nostros nos liberet nostrum Deus noster Dominus,

Auquina, yocansa, Espiritu-santonsa suti-pana.
Patris & Filii & Spiritus Sancti in Nomine suo.

Amen.
Amen.

Nanacan' Auqui-ha, halajpachan cancata,
Nostrum Pater meus, in Caelo tu es,

suti ma yupaycháta cáncapa, Reyno-ma
Nomen tuum sanctum sit, Regnum tuum

nana-

nanacáru hutpa, munaña-ma luráta cáncapa
nobis ueniat, uoluntas tua facta sit

halajpachansa, acapachansa uc'hamáraqui.
in Coelo, in terra similiter.

ttanta - ſsa nanacáru hichuru churita, hucha-
Panem noſtrum nobis hodie des, pecca-

naca - ſsa - ſca pampacharapita, camisa hiuſ-
ta noſtra etiam nobis remittas, uti,

sanaca - taqui huchachaſirinaca ſſaru pampachápj-
nos contra peccantibus noſtris nos condo-

thua uc'hama, haniraquihua huatecañaru tin-
namus ſimiliter, non etiam in tentationem nos

cuyañahatáti, maaſca taque chiginacátha ke-
cadere ſinas, ſed ab omnibus periculis nos

ſpiíta. Amen.
libera. Amen.

Hamppatjáma Maria, Diosna gracia - pampi
Aue Maria, Dei gratia ſua

phoca - tatáhua, Dios Apu - ſsahua humampi
plena tu es, Deus Dominus noſter tecum

canqui, huarminacatha collana - tapi puraca-
eſt, inter mulieres benedicta es tu, uentris

mathsa yuriri huahua - maſca, Jeſu - ſsa col-
tui enatus filius tuus, Ieſus noſter be-

lana - raqui - pi. Santa Maria, Diosna Tayca-
nedictus etiam eſt. Sancta Maria, Dei mater

pa, huchajtaranacá - ſsa - laycu hamppatarapita
ſua, peccatoribus nobis pro ora tu

hichása, hihuaña - ſsa - pachansa uc'hamaraqui.
nunc, mortis noſtrae in tempore ſimiliter.

Amen.
Amen.

Wo ich ein Strichlein zwischen die Wörter gesetzt habe, müssen solche zusammen gelesen werden, als wenn es nur ein Wort wäre.

Die Berge in den Gegenden dieser Mißion sind von aussen unfruchtbar, inwendig aber alle voll Silbers; und doch sind die Minen der Berge Sulipucàra, Caracollo, Yacari, Vilanyn, Sacàta, Lurisa, Pichu, Cancàli, Sivicàni, und Harumbamba, wegen der neu entdeckten Silberminen zu Puno und San Antonio, von den Spaniern verlassen worden, deren die letztere, nämlich die zu Harumbamba ehedessen dem Könige von Spanien drey Millionen harte Thaler in drey Monaten eingetragen, wie solches noch in den Rechnungsbüchern der königlichen Schatzkammer in Chucuito zu lesen ist, wo die Silberstangen oder barras von dem zu Harumbamba gegrabenen Silber sind gegossen worden. Diese Silberadern gaben so lange reichliche Ausbeute, bis zween Gouverneurs, die rechtmäßige Herren durch ungerechte Strittigkeiten weggebissen, die nachmals solche fortgraben liesen, aber ihr eigenes Geld unnütz hineinsteckten, und so lange da arbeiteten, bis sie völlig verarmet, und die tägliche Kost bey den Jesuiten zu Juli suchen musten. Ich habe zu meinen Zeiten allda beyde arm und elend in die Ewigkeit gehen sehen.

Ich will noch ganz kurz beschreiben, wie man hier zu Lande von den aus den Minen gegrabenen Stufen das Silber heraus ziehe. Es gibt einige, in welchen man schon das weise und harte Silber von aussen siehet, welche sie plata blanca nennen; andere aber gibt es, die das Silber, so sie in sich haben, von aussen nicht sehen lassen, aber doch daran sehr reich sind, deren einige man pomillos roncos heißt. Alle diese Steine werden von den Bergwerken in die Silbermühlen, oder Fabriken, die sie hier zu Lande Trapiches nennen, geführet, wo sie unter einem grossen, runden Mühlsteine, welchen das Wasser durch das Mühlrad herumtreibet, zu kleinen Sandkörnchen zermahlet werden. Dieser Silbersand wird nachgehends mit dürrem Reisig in einem Backofen gebrannt, und hierauf mit der Asche auf einen mit Steinen dick gepflasterten Hof gebracht, wo man ihn mit Wasser, wie einen Leimen anmachet, und in unterschiedliche kleine Bretlein, gleich den zarten Beeten abtheilet. Hierauf werden nach etlichen Tagen diese Silberbeetlein mit Salz vermischet, so viel als es vonnöthen ist, mit Wasser wiederum zu Letten gemacht, und etliche Tage hindurch von einem Indianer mit den Füssen zusammen getreten. Wenn man glaubet, das Salz hätte den Silbersand wohl durchbissen, so wird in das Silberbeetlein so viel Quecksilber, als man vonnöthen zu seyn achtet, geschüttet, und, wie zuvor, mit den Füssen von einem India-

Indianer wohl zusammengetreten; nachmals lässet man das ganze Silberbeetlein ruhig mit dem Quecksilber so viele Tage stehen, als man erachtet, daß es schon alles Silber an sich gezogen habe, da dann solches mit Letten und Sand zusammen gefasset, in einen steinernen Trog geschüttet, und mit Wasser über abhängs gelegten ledernen Häuten, die in der Mitte eine kleine Tiefung haben, gesäubert wird. Denn das oben von der Rinne in den Trog gelassene Wasser spület über die ledernen Häute, die wie ein kleiner Canal geleget sind, alle Unsauberkeit hinweg, das Quecksilber aber mit dem angezogenen Silber fällt in die gemachte Tiefungen der Häute, und bleibet da liegen, bis das Wasser allen Unrath abgeführet hat. Nach diesem wird alles Quecksilber aus den Tiefungen der Häute in einen ledernen Beutel, der unten spitzig gemacht ist, gesammlet, den man über ein Geschirr aufhänget, damit das Quecksilber, das nach und nach herausschwitzet, in dasselbe tropfe; das Silber aber bleibet wie ein Käs in dem Beutel, welcher Silberkäs nachher mit einem Stempel in die Formen stark hineingedruckt wird, damit er hart werde. Nach Erhärtung des Silberkäses werden die hölzerne Formen abgenommen, die Piña (Silbermasse) aber, denn so nennen sie die Spanier, wird auf glüende Kohlen gesetzet, und glüend gemacht, damit das wenige Quecksilber, so vielleicht noch in dem Silber stekken könnte, durch das Feuer verzehret, in die Luft

getrieben werde, und das Silber vollkommen rein bleibe, welches Silber sie Plata virgen oder Jungfernsilber nennen, weil es nunmehr ohne einigen Zusatz oder Vermischung ist.

Außer den Silberbergen dieser Mission von Juli finden sich auch etliche Salzberge, wo das feinste und schneeweißeste Salz gemacht wird. Diese liegen von Juli 10 Stunden. Sie haben auf beyden Seiten zwey kleine Dörfer, die Hisca Hayu, und Hacha Hayu genannt werden, und zwo Kapellen, welche Filiale von der großen Dorfschaft Juli sind. Aus diesen Salzbergen quillt Salzwasser heraus, welches die allda wohnende Indianer in grossen von Steinen gemachten Gruben zusammensammlen, und damit währenden sechs Monaten, da es hier niemal regnet, die herumgeführte Mauern, und andere von Erden gemachte Formen so lange begießen, bis das Salz, so daran hangen bleibt, hart, und einen Finger dick wird, wo sie dann solches nachmals von den Steinen und Formen abnehmen, und in ihren Salzscheuern aufheben, bis Kaufleute kommen, und es ihnen abkaufen.

Die Berge, Anhöhen und Heiden dieser Gegenden bringen nebst Kräutern und Grase für das Vieh und Schaafen fast gar keine Früchte hervor. Auf vier Meilwegs siehet man keinen Baum, als etwann einige Stunden, die an manchen Orten an den Anhöhen

höhen und Bergen hinauf wachsen; daher man zum Kochfeuer dürren Schaaf- und Kühmist, wie in Arabien, gebrauchen muß, welchen die Hirten sackweise auf den Heiden sammlen, und in den Dorfschaften und Städten verkaufen. Es wird zwar 20 Stunden von Juli vieles Reisig von denen allda häufig wachsenden grossen Stauden gemacht, welches aber nur zum Brodbacken gebrauchet wird. Aus den kleinen Tannenbäumen, welche 25 Stunden von Juli wachsen, brennen die allda sich befindende Indianer Kohlen, die zu den Rauchfässern in den Kirchen dienen, und allein von den Gold- Silber- und Eisenschmiden, und Schlossern gekaufet werden.

Tag und Nacht sind auch hier einander gleich. Zwölf Stunden von Juli liegt eine sehr berühmte Heide, die voll indianischer Schaafe ist, in dem Umfange 9 bis 10 Stunden hat, rings herum mit vielen indianischen Hütten und Meyerhöfen besetzt ist, und Ayancabamba genennet wird. Der Weg von der julischen Dorfschaft, drey Stunden ehe man dahin gelanget, führet durch eine über die massen schöne Flußenge, die sie Uruculcu, die Fischers Flußenge, nennen, den Fluß aber, der durchfliesset, nennen sie den grossen Fluß Quenque. Dieser führet viele Fische mit sich, die sie Suches nennen, und die unseren Kaulruppen sehr ähnlich, auch so gut, als diese, zu essen sind. Der Fluß ist so tief und so breit,

als unser Mayn, und läuft in den fünf Regenmonaten so stark, und so reissend an, daß man entweder gar nicht, oder mit höchster Lebensgefahr darüber sezzen kann. Was aber seine schöne und angenehme Flußenge anbetrift, so dienet solche den Reisenden zu einer Freude der Augen, weil auf einer Seite theils die besten und angenehmsten Brunnenquellen aus den Felsen heraus quellen, theils sich von den Bergen die angenehm rauschende Bächlein herabstürzen, auf der andern Seite aber sich von der Natur selbst gebildete ungeheure Säulen, und Pyramiden befinden, welche die Kunst nachzumachen nicht im Stande ist. Gleich bey ihrem Eingange hat sie einen hohen Berg, auf welchem ehedessen eine sehr große Dorfschaft der heidnischen Indianer stund. Er ist zu gewissen Zeiten voll feuriger und heller Dünste, die aus der Erde zu nächtlichen Zeiten hervorbrechen, und den Reisenden Furcht und Schrecken verursachen. Man will solches den vielen Todtenbeinen, die allda häufig begraben liegen, zuschreiben; allein ich lasse dieses dahin gestellet seyn. Nach zurückgelegter Flußenge fänget gleich die gemeldete grosse Heide an, fast zu Ende desselben ist ein Hügel, der in seinem Umfange etwann eine Viertelstunde hat. Dieser strudelt beständig mit siedheissem Wasser, das er aus unterschiedlichen Gängen mit einem grossen Geräusche, hervorstösset, als wenn man allda beständig die Trommel rührte. Die Indianer faugen das Wasser auf, und es

dienet

dienet ihnen zu Gesundbädern. Unfruchtbare Weiber, wenn sie von diesem Wasser trinken, werden bald darauf fruchtbar, Schwache und Lahme erhalten den guten Gebrauch ihrer Glieder, und viele werden auch von andern Krankheiten durch dieses Wasser befreyet. Dieser Hügel wird von den Indianern wegen seines großen Geräusches, so er Tag und Nacht macht, Pojpocollo genennet, und ist immer mit Rauch umgeben. Oben hat er zwey offene viereckigte Löcher, gleich zwo kleinen Seen, deren der eine mit warmen der andere aber, der nur zween Schritte entfernet ist, mit kaltem Wasser, gleich zween Kesseln, beständig strudelt und aufwallet. In dem warmen konnte ich mit einer 100 Klafterlangen Schnur keinen Grund finden; in dem kalten aber fand ich ihn 40 Klaftern tief. Bey diesen zwo kleinen Seen, die oben auf dem Hügel liegen, ist noch ein anderes großes und weites Loch, welches die Indianer Mancapacha Lacca, den Höllenschlund, nennen. In dieses ist fürchterlich hinein zu sehen, so wohl wegen der Tiefe, als wegen des siedheißen Wassers, welches darinn wallet und strudelt. Mit einem Worte, der ganze Hügel brauset und zittert Tag und Nacht so erstaunlich, daß ich das erstemal ganz erschrocken bin, und mich nicht lange auf denselben aufhalten wollte. Etwann 6 Stunden von dieser großen Heide liegen etliche sehr hohe Magnetberge, so, daß man Schlüssel und anderes Eisen an selbige hängen kann. Es ist in den

Monaten, wo es hier zu Lande viele Donnerwetter gibt, gefährlich zu reisen. Etwann 12 Stunden noch weiter hinauf giebt es viele Berge, auf welchen zwischen den Felsen und Steinen viele dicke Wurzeln heraus wachsen. Aus diesen machen die Indianer viel Terpentin, den sie wohl verkaufen; zum Feuermachen können die Wurzeln nicht gebrauchet werden, wo man kochen will, weil ihr Rauch alles bitter macht.

Ich komme wieder auf unsere Dorfschaft Juli, und ihre Gegenden. Ob gleich allda weder Weizen noch Wein, oder andere Früchte wachsen, wird ihnen doch alles im Ueberflusse zugeführet. Cochabamba versiehet sie mit vielen und sehr guten Weizen. Diese Stadt ist zwar keine von den größten Städten dieses Reichs, doch ist sie auch keine von den kleinern, und ist sehr wohl mit breiten und geraden Gassen versehen. Lucumpa, Moquequa, Ica, Pisco, und Arequipa, versehen die Oerter des Gebirges mit vielem Wein, Brandtwein, Baumöle, Baumwolle, indianischen Pfeffer, und Baumfrüchten. Die vier ersten Städte sind klein, aber sehr artig gebauet, wo alles im Ueberflusse wächset, Arequipa, oder Arequiva, wie andere schreiben, ist meines Erachtens die schönste Stadt dieses Königreichs: denn ob sie schon nicht so groß, als Lima, von welcher Stadt sie 52 Stunden entfernet ist, so ist sie doch sehr schön mit prächtigen Gebäuden von

Quader-

Quadersteinen erbauet, hat breite und gerade Gassen, liegt auf einer sehr angenehmen Ebene an dem Fluße Chila, über welchen sie eine sehr schöne Brükke von Quadersteinen hat. Es werden auf demselben die Kaufmannswaaren von dem Meere del Zur bis nach der Stadt gebracht. Sie hat eine prächtige Domkirche samt einem Bischoffe, ist auch mit etlichen Pfarrkirchen, und wohl erbauten Manns= und Frauenklöstern versehen. Sie hat einen Corregidor, und wird von vielen spanischen Familien bewohnet, die um die Stadt herum viele Landgüter haben, wo nebst vielen Baum= und Feldfrüchten der beste Weizen und Wein gebauet wird. Etliche Stunden von der Stadt gegen das Gebirge zu, liegt ein sehr hoher feuerspeyender Berg, dessen Spitze fast das ganze Jahr hindurch aus einer großen Oefnung rauchet, aus welcher schon etlichemal viel Feuer hervorgebrochen, und sehr große Erdbeben verursachet hat.

Der See von Titicaca, der gleich an der Dorfschaft Juli liegt, wird für den größten in der Welt, so viel bisher bekannt ist, gehalten. Er hat 100 Stunden im Umkreise, so, daß er eher einem Meere, als einem See gleichet. Sein Wasser ist etwas gesalzen, er ist zu gewissen Stunden des Tages stille, und nachher wallend, wie das Meer. Er ist rings herum mit vielen sehr großen indianischen Dorfschaften und Marktflecken bewohnet, die alle

Aymarer sind, und in geistlichen Dingen zu dem Bißtume von Paz gehören. Er ist sehr tief, und könnte auch große Schiffe tragen, wenn solche von den Spaniern erbauet würden, um auf dem See die Kaufmannsgüter von einem Orte zu dem andern leichter und geschwinder zu überbringen. Er ist sehr fischreich. Es erheben sich in diesem See mehr, als 20 Insuln, deren doch nur zwo bewohnet, und angebauet sind, nämlich die Insel von Chucuito, und die Insel von Copacabana, deren jede drey Stunden in der Länge, und acht im Umfange hat. Auf die letztere ließ ich mich einmal mit noch andern guten Freunden in einem großen indianischen Nachen, der künstlich von Binsen und Seerohren geflochten war, führen. In diesen indianischen Nachen ist so sicher auf diesem See zu fahren, als in Booten, die von Holz und Brettern gebauet sind, weil er leichter von den Indianern gerudert werden kann. Auf dieser Insel haben wir uns etliche Tage aufgehalten, und alles in Augenschein genommen, was von dem Alterthume der Incas noch zu sehen war. So gleich bey dem Eingange der Ueberfahrt stehen etliche von Stein wohl erbaute alte Schilderhäuschen, in welchen die Schildwachen stunden, wenn sich der Inca auf der Insel befande. Auf der Ebene befindet sich der alte Palast, oder das Stammhaus des ersten Inca Manco Capac. Dieses Gebäude ist zwar schon meist zusammen gefallen. Es werden viele

Kühe'

Kühe, Rinder, und Schaafe da gezogen, auch viele Erdäpfel, Ocas, Quinoas, Bohnen, und Mayz, oder indianisches Korn angebauet. Sie haben auch allda vielen Rosmarin, Nelken, und andere Gartenblumen, die von den umliegenden Dorfschaften häufig gekaufet werden, um ihre Altäre in den Kirchen an hohen Festtagen zu zieren. Gleich bey dieser Insel ist noch eine andere, die zwar nicht so groß, aber eben so fruchtbar angebauet ist. Auf dieser stehet noch der alte Palast, wo ehedessen die Coya oder Gemahlinn des Inca gewohnet, wenn sich der König auf der großen Insel befand. Auf dieser hat heut zu Tage der Cazike von Copacabana seine Landgüter, die er anbauen lässet, und viel Nutzen daraus ziehet.

Copacabana liegt auf der Halbinsel dieses Namens, wo die nothwendige Ueberfahrt in die Insel des Inca ist. Nachdem wir glücklich in dem Hafen der Halbinsel angelanget, wurden wir allda von dem Corregidor von Achacáchi, und Caziken von Copacabana sehr prächtig mit einem Gastmahle empfangen, und mit einer lustigen Rehjagd ergötzet. Diese Halbinsel ist mit vielen Landgütern versehen, und hat eine Menge Schaafe, Rinder, und Kühe, von welchen jährlich viele frische Butter und Käse gemacht wird. Der Marktflecken Copacabana ist groß und wohl erbauet, auch sehr berühmt wegen einer großen Wallfart, die aus allen reichen Provin-

zen, Städten, und Dorfschaften des ganzen südlichen America mit reichen Opfern, und großer Andacht dahin angestellet wird. Die Kirche, welche unter der Obsorge der Herren Augustiner stehet, ist sehr schön. Das Bild der Mutter Gottes ist mit vielem Gold, Silber, Diamanten, und andern kostbaren Steinen ausgezieret. So wohl in den zwo Inseln des Inca und seiner Königinn, als auf der Halbinsel von Copacabana, und andern herumliegenden Orten dieser Gegenden wird mehrmalen von den Indianern, wenn sie ackern, viel Gold gefunden, welches die alte Einwohner vergraben haben, damit es nicht in die Hände der Spanier kommen möchte. Zu meinen Zeiten ist auf der Insel des Inca von einem Indianer ein goldenes Bild heraus geackert worden, welches einen Indianer auf einem Steine sitzend vorstellte. Es war sehr künstlich gegossen, und fein ausgearbeitet. Der Indianer brachte es dem Gouverneur, der ihm 100 harte Thaler aufzählte, und das Bild dem Unterkönige nach Lima schickte, der es nach Madrid an den König übersendete, wo es in die königliche Schatzkammer gebracht wurde. In eben diesen Gegenden war vor etlichen Jahren ein Gouverneur, der sehr gewissenhaft, und meitleidig mit den Indianern umgieng, und sie nicht mit vielen Anlagen, wie es andere zu thun pflegen, belästigte, und aussaugte. Dadurch gewann er die Herzen der Indianer so, daß die Cazi-

ken ihn gemeiniglich, wenn ihre Weiber mit einem Sohne entbunden wurden, zu Gevatter gebetten haben. Da nun die fünf Jahre seiner Regierung verflossen, und er mit seiner Familie wieder nach Spanien zurück reisen wollte, war er ganz betrübt, weil er wegen seiner Gutherzigkeit gegen die Indianer sich wenig Reichthum in Indien gesammelt hatte. Die Caziken, seine Gevatterleute, merkten solches, und sagten ihm, er solte gutes Muthes seyn, er werde nicht so leer, als er es sich vielleicht einbilde, nach Spanien zuruck kehren; er sollte nur getreue Indianer bestellen, so viel er wollte, die wohl mit Stricken versehen wären; sie wollten zu Mitternacht kommen, und ihn an ein Ort führen, wo ein großer Schatz von Gold vergraben liegt, von welchem sie ihm so viel geben wollten, als er verlangte. Der Gouverneur hielt sich an ihre Worte, bestellte alsobald 10 bis 12 Indianer, und erwartete sie zu bestimmter Zeit. Die Caziken kommen nach ihrem Versprechen zu Nacht gegen zwölf Uhr zurück, verbanden dem Gouverneur die Augen, und führten ihn eine halbe Stunde durch Umwege, bis sie endlich an einen Ort kamen, wo sie etliche große Steine abwälzten, und ihn mit sich in ein unterirdisches Gewölbe führten. Allda öffneten sie ihm die Augen, und zeigten ihm das Gold, welches gleich Backsteinen aufeinander lag, sagten ihm zugleich, er sollte so viel davon nehmen, als ein jeder Indianer

tragen könnte. Als dieses geschehen, verbanden sie ihm wiederum die Augen, führten ihn also aus dem Gewölbe hinaus, wälzten die großen Steine vor das Loch oder Thüre desselben, und begleiteten ihn bis nach Hause, wo sie ihm das mitgebrachte Gold einhändigten. Der Gouverneur, der mit diesem Reichthume glücklich in Spanien anlangte, eröfnete dieses alsobald, wie es seine Schuldigkeit war, dem Könige, welcher sogleich dem Unterkönige von Peru Befehl zuschickte, er sollte allen möglichen Fleiß anwenden, diesen Ort von den Indianern auszuforschen; allein es war alles umsonst bis auf die heutige Stunde. Sie läugneten alles, und wollten von solchem Schatze nicht wissen.

Ich komme wieder zu unserem großen See zurück. Auf diesem sah ich mehrmalen die nämlichen Wolkensäulen, die das Wasser von dem See in die Wolken hinaufziehen, auf die nämliche Art, wie ich oben bey der Seereise beschrieben habe.

Als ich mich einsmals in meinem Filial befand; so Challabamba heißt, und von Juli 3 Stunden entfernet ist, saß ich gegen Abendszeit, um frische Luft zu schöpfen, nahe bey dem großen See. Auf einmal erblickte ich ober mir eine dicke und finstere Wolke in dem Himmel, die von der Mitte aus nach und nach eine dicke und finstere Säule, gleich einem Mühlbeutel, in den See nahe bey dem Ufer herabließ. Auf einmal fieng sich in dem Wasser

ein

ein Windwirbel an, der ein so weites und rundes Loch in das Wasser machte, daß ich in der Anhöhe, wo ich saß, die Steine des Grundes sehen konnte. Nachmals fieng die Säule an, das Wasser hinaufzuziehen, gleich einer Wasserpumpe, mit solcher Gewalt und Getöse, daß kleine Kiesel- und Feuersteine vom Boden mit dem Wasser in die Höhe gezogen wurden. Dieses dauerte etwann 12 oder 15 Minuten, nach welchen die Wolke nach und nach die Säule wiederum hinaufzog, und sich weiter ausbreitete. Ich eilete geschwind nach Hause, weil ich Donnerwetter befürchtete, welches aber doch nicht erfolget ist.

Drey Stunden von Juli gegen die Stadt Chucuito zu, stehet nahe bey dem See ein berühmter Berg, den man die Herberge oder den Trinkberg des Inca nennet, weil der fünfte Inca viele Jahre die Aymarer auf demselben belagert hatte, sie ihm unterwürfig zu machen; da er aber solches niemals zu Stande bringen konnte, stellte er sich, als verlange er mit ihnen ewige Freundschaft zu stiften. Er stellte also an einem Tage ein großes Gastmahl an, zu welchem er alle Vornehme der Republik einlud, um Friede und Freundschaft mit ihnen zu machen. Da er sie nun alle aus der Festung auf diese Art zu sich in sein Lager gelocket hatte, befahl er den Seinigen, sie sollten, wenn seine Gäste würden wohl betrunken seyn, sie alle so bald die

die rothe Chicha würde aufgesetzet werden, grausam ermorden, welches auch vollzogen wurde, nicht ohne großen Nachtheil der Ehre dieses Fürsten. Dieser Berg stehet gerade gegen den andern Sulipucára genannt, hinüber, auf welchem die Festung der Aymarenser war. Sie sieht von ferne einem Palaste gleich, wegen der vielen Figuren, welche die heidnischen Indianer künstlich in die Felsen hineingehauen. Die Indianer sagen, daß in diesem Berge noch viele Götzenbilder vergraben liegen. Gleich an dem Fuße des Trinkberges fängt der künstliche Weg des fünften Inca Capac Yupanqui an, den er eine Stunde lang über einen Arm des großen Sees führen ließ, um in seinen Reisen den Umweg von vier Stunden zu vermeiden. Diese ist von vielen enge aneinander gelegten Steinen gemacht, die unten mit vielen Löchern oder Canälen versehen sind, wo das Wasser des Sees von einer Seite zur andern geleitet wird. Oben ist der Weg mit Sand und Erde so eben und hart gemacht, daß es eine Lust ist, über solchen zu reisen. Alles ist allda voll Seevögel. In diesen großen See fließen ringsherum viele Flüße hinein, deren etliche sehr groß sind, und ihn Wasserreich machen, welches er durch einen Canal, den die Spanier el Desaguadero nennen, wiederum von sich giebt. Denn da machet der See einen sehr tiefen und stille gehenden Fluß, welchen er auf 60 Stun-

Stunden fortführet. Allda macht es den See Paria, in welchem sich das Wasser unter der Erde verlieret, ohne daß man bisher hätte ausforschen können, wo es wieder hervorkomme.

Gleich bey dem Einflusse des Desaguadero befindet sich eine sehr berühmte Brücke, welche aus vielen großen von Binsen und Seerohren künstlich geflochtenen Schiffen bestehet, deren eines mit dem andern wohl zusammen gebunden ist. Oben ist die Schiffbrücke mit dick zusammen gelegten Binsen und Seerohren belegt. Sie hat 4 bis 5 Schritte in der Breite, in der Länge aber mehr als funfzig, so lang nämlich der Fluß ist. Ueber diese Brücke werden Pferde und Maulthiere an der Hand geführet, die Waaren aber auf den Rücken der Indianer auf die andere Seite gebracht.

Allda wird jährlich unter dem freyen Himmel ein sehr berühmter Jahrmarkt gehalten, wo sich viele Kaufleute von den umliegenden Städten und Marktflecken versammlen, und ihre Kaufmannswaaren verkaufen. Er fänget an dem ersten Tage des Monats Julius an, und dauert fast 4 Wochen, zu welcher Zeit alle Caziken der Provinz von Chucuito mit ihren Indianern allda erscheinen müssen, welche selbiges Jahr die Ordnung trift, nach Potosì zu gehen, allda in den Silberminen zu arbeiten, weil zur nämlichen

lichen Zeit allhier alle in Gegenwart des Gouverneurs die Musterung paßiren müssen, um alsdann mit ihren Capitänen von dannen ihre Reise nach Potosi fortzusetzen.

Diese wegen ihrer reichen Silberbergwerke in der ganzen Welt berühmte Stadt ist die größte in dem Königreiche Peru, und wird von Spaniern, Americanern, und Ausländern stark bewohnet. Ihre Gegend ist rauh, unfreundlich, kalt, und unfruchtbar, weil auf 3 biß 4 Stunden rings herum kaum ein grünes Gräßlein oder Staude angetrofen wird. Dennoch ist allda wohl zu leben, weil ihnen anders woher alles in Ueberflusse zugeführet wird. Sie hat 14 Pfarrkirchen, viele Mannsklöster, und ein Frauenkloster der heiligen Theresia. Etwann 30 Stunden von Potosì liegt am Fluße Pilcomayo die Stadt Plata oder Chuquisàca, welche die Hauptstadt der Provinz Charcas ist. Sie wurde von den Spaniern erbauet. Es befindet sich allda ein spanisches Gericht, welches sie la Audiencia de los Charcas nennen, dem ein Präsident mit seinen Räthen (Oydores) vorstehet. Es wohnet auch ein Erzbischof da, der jährlich achtzig tausend harte Thaler Einkommens hat. Die Stadt ist schön erbauet, aber nicht so groß, als Potosì, Lima, oder Cuzco. Sie ist sehr volkreich, hat eine angenehme gesunde, wohltemperirte Luft, und ihre Gegend ist sehr fruchtbar an Weizen, Gersten, Obst, und

Weintrauben. Es giebt auch daselbst in dem Berge, welchen sie Porco nennen, reiche Silberadern, die aber, nachdem die bey Potosi entdecket worden, heut zu Tage nicht mehr geachtet werden.

Nachdem ich 14 Jahre lang in den Gegenden von Juli in dem Weinberge des Herrn gearbeitet hatte, wurde endlich nach und nach meine Gesundheit dermassen geschwächet, daß mich mein Oberer nach Paz abschicken muste, wo ich auch gerne hinreisete, weil allda nebst der spanischen Sprache keine andere als die Aymara von den Indianern gesprochen wird, welche so wohl in der Stadt, als in den umliegenden Gegenden mit den Spaniern vermischet wohnen. Diese Stadt, welche von den Indianern Choquiyapu, der Goldmeyerhof, benennet wird, liegt zwischen vielen Bergen, von welchen sie gänzlich umgeben wird, an einem Bache, der nach zweyen Stunden weiter hinab in einen schon großen Fluß erwächset. Sie ist zwar nicht groß, aber doch wohl erbauet mit breiten Gassen, und schönen Häusern, die inwendig mit vielen Gemälden und prächtigem Hausgeräthe ausgezieret sind. In der Mitte hat sie einen großen und breiten Markt, wo ein schöner Springbrunn rauschet, der vom weißen Steine von Perenguela gemacht ist. Nebst der Domkirche hat sie drey Pfarrkirchen, 5 Manns- und 3 Frauenklöster.

Sie ist sehr volkreich, und hat viele sehr reiche Kaufleute, und Einwohner. Die weltliche Regierung hat der Gouverneur mit dem königlichen Schatzmeister; die Geistliche aber der Bischoff, der allda wohnet, und jährlich 30 tausend harte Thaler Einkommens hat. Hieher kommt alles Gold, welches in den umliegenden Bergwerken gegraben, oder aus den Flüssen zu Tipuani, die reich von Goldsande sind, herausgenommen und allhier in Goldstangen gegossen wird, wo es die Güte samt den Werth der Feinheit des Goldes bekommt.

Drey Stunden von der Stadt Paz, liegt der berühmte Goldberg Illimani. Dieser ist sehr hoch, so daß ich ihn von den Gegenden von Juli, die doch mehr, als 50 Stunden entfernet sind, bey heiterem Himmel gesehen habe. Er ist von oben an bis fast an seinen Fuß das ganze Jahr hindurch mit Schnee bedeckt, und macht die Luft der Stadt Paz auch rauh, und unfreundlich. Ich habe allezeit 8 Stunden wegen der schlimmen und vielen Umwege vonnöthen gehabt, wenn ich in seine Gegenden zu Pferde oder auf Maulthieren wegen geistlicher Verrichtungen reisen muste. Gleich bey dem Fuße dieses hohen Schnee- und Goldberges, wo nur ein Fluß, der kaum 20 Schritte breit ist, dazwischen fliefet, fangen die hitzigen Gegenden von Tirata an, wo ich allezeit

allezeit vermeinte, wenn ich dahin gelangte, ich wäre wegen der grossen Sonnenhitze an die Gränzen der Hölle gerathen. Es wächset in diesen Gegenden von Tirata nebst den besten sowohl europäischen, als americanischen Feld- und Baumfrüchten, der beste Wein, den man für den vornehmsten in Peru schäzzet. Nachdem ich in der Stadt Paz meine vorige Gesundheit wiederum erhalten hatte, unterredete ich mich mit meinem Obern dieses Orts, der 20 Jahre lang dem Heile der Seelen unter der Völkerschaft, die man Chiquitos nennet, oblag, und beschloß, mit ihm nach seiner Dorfschaft Buenavista zurück zu kehren, um einen Versuch in die Völkerschaft der Chiriguanos zu wagen, von welchen Heiden er schon 800 Seelen zum wahren Glauben bekehret hatte; allein da ich mich mit ihm schon reisefertig machen wollte, und anfieng, von ihm die Sprache dieses Volkes zu lernen, wurde er zu Lima von der Provincialversammlung zu einem Procurator nach Madrid und Rom erwählet, wodurch unser Vorhaben verhindert wurde. Die Chiquitos, wie auch die Moxos Baures, und noch andere Völkerschaften, die sich in diesen Gegenden befinden, sind schon zum wahren Glaubenslicht durch den apostolischen Eifer der Jesuiten gebracht worden; die Chiriguanos aber, Mowimas, und noch viele andere mehr, die in diesen Gegenden wohnen, sitzen noch in den Finsternis-

sen des Heidenthums, und sind alle abgesagte Feinde der Spanier. Die Chiriguanos, die ganz weiß, wie die Europäer, und sehr wohl gebildet sind, haben eine große Neigung, den wahren Glauben anzunehmen. Sie brachten selbst ihre kranke Kinder, die sie vermeinen, daß sie sterben würden, und begehrten, wir sollten sie taufen, da sie dann solche nachmals bey uns in unsern Dorfschaften zurückliessen, damit sie, wenn sie vielleicht mit dem Leben sollten davon kommen, christlich unter den Neubekehrten auferzogen werden möchten. Sie wollen den König von Spanien für ihren Schutzherrn erkennen, was die Glaubenssachen anbelanget, auch mit den Spaniern in beständigem Frieden leben, und Handelschaft mit ihnen treiben; nur in ihrer Freyheit soll man sie ruhig lassen, und sie nicht mit Gewalt zu Unterthanen machen wollen. Die ganze Landschaft der Chiriguanos gränzet auf einer Seite an die Landschaft Sierra an, deren Hauptstadt Santa Cruz de la Sierra, oder la Baranca ist, welche die Spanier bey dem Fluße Guapei erbauet haben. Sie ist so schlecht und klein, daß sie den Namen einer Stadt nicht verdienet, ob sie schon einen Bischoff hat, der zwar nicht hier, sondern in Misqui wohnet, das auch ein kleines und 3 Stunden von dem erstern entferntes Städtchen ist, wo die Luft gemäßigter, und Wein und andere Feld- und

Baumfrüchte wachsen. Auf der andern Seite gränzen die Chiriguanos an die Völkerschaft der Chiquitos an, welche die erstern sehr fürchten, weil sie alle schon Christen sind, in dem Felde sich als tapfere Männer zeigen, und die Spitze ihrer Pfeile, die sie sehr sicher abschießen, mit einem so starken Gifte bestreichen, daß, wenn sie nur ein wenig ritzet, der ganze Leib des Verwundeten aufzugeschwellen anfängt, so, daß er in wenig Stunden zerborsten muß. Die Chiquitos allein wissen dieses so starke Gift zu machen; sagen es aber niemand, auch sogar ihren Seelsorgern nicht. In diesen Gegenden, etwann eine Tagreise von der Dorfschaft Buena Vista befindet sich ein See, von welchem mich der oben gemeldete Jesuit, mit dem Zunamen Iurado genannt, der sich allda 20 Jahre lang befand, versicherte, daß kein Indianer sowohl von den Chiquitos, als Chiriguanos, zu bereden wäre, sich diesem See zu nähern, weil sie sagen, daß, wenn sich jemand unterstünde, der See sich auf einmal mit einem erschrecklichen Getöse und Wuth Haushoch erhebe, und aus seinen Schranken trette. Zwo Stunden von der Stadt Santa Cruz de la Sierra ist der berühmte Fluß Mamorè, der größer und breiter, als unser Rhein ist. Auf diesem reiset man zu den Völkerschaften der Moxos, Baures und anderer Indianer, deren schon viele zum wahren Glauben von den Jesuiten gebracht worden.

Die Indianer dieser Gegenden sind alle vortrefliche Bogenschützen, so, daß sie mit dem Pfeile auch einen Vogel im Fluge, gleich unsern Jägern herabstürzen, wozu sie von ihren Aeltern von Kindheit auf unterwiesen, und beständig geübet werden. Sie sind sehr grosse Liebhaber der Musik, und lernen mit leichter Mühe alle musikalische Instrumente, wenn sie von guten Lehrmeistern wohl unterwiesen werden. In Schlosser-Drechsler-Schreiner- und andern mechanischen Arbeiten sind sie heut zu Tage sowohl unterrichtet, daß sie den europäischen Künstlern nichts nachgeben, und alles mit leichter Mühe nachmachen, was ihnen von Europa schön, niedlich, und künstlich in mechanischen Arbeiten vorgelegt wird, so, daß man keinen Unterschied machen kann, absonderlich, da sie die schönsten und vortreflichsten Hölzer dazu in ihren Wäldern im Ueberflusse haben. Die Weibsleute arbeiten sehr fein, und künstlich in Baumwolle. Sie verfertigen aus dieser nicht allein ihre, und ihrer Kinder, und Männer Kleidung, sondern machen auch aus solcher die feinsten Servietten, Tisch- und Handtücher, die gewißlich auf fürstliche Tafeln könnten gelegt werden. Aus der Baumwolle, die von Natur braun ist, machen sie sehr feine Hals- und Schnupftücher, nebst andern guten Zeugen, die sie nachmals nach ihrem Belieben sehr gut und fein färben, absonderlich die Tischteppiche. Silber

und

und Gold wird allda nicht geachtet, sie kennen auch keine Geldmünze, sondern treiben mit andern Völkern ihre Handlung mit Waaren. Sie bauen sehr viel und guten Reiß, und indianisches Korn im Ueberfluße, aus welchem sie sehr gute Torten machen, die aber gleich aus der Röhre oder Backofen müßen warm gegessen werden. Sie haben zwar schon mehrmalen sich von Peru Weizen bringen lassen, und denselben ausgesäet, der alsobald wohl und schön aufgewachsen, aber niemals Körner gegeben, deswegen wird ihnen von Peru vieler Zwiback jährlich überschicket. Man kann sowohl den kleinen als großen Indianern keine bessere Schenkung geben, wenn sie zu uns herauskommen, und ihre Waaren auf den Flüssen in großen Nachen bringen, als wenn man ihnen ein Stück Salz giebt, mit welchem sie gleich auf das Maul zufahren, und solches mit größter Begierde, wie den besten Zucker, essen.

Sie wissen das Wachs wohl zu bleichen, und sehr weiß zu machen, und versehen mit selben das ganze Königreich.

Da ich mich eben reisefertig machte, wieder in die Mission zurück zu gehen, kam der neue Bischoff von Santa Fè in Neu Granada, wo er Domdechant war, an, der mich nach etlichen Wochen zu seinem

Beichtvater begehrte, und mir das Decret eines Examinatoris Synodalis seines ganzen Bißthums zuschickte. Er war zwey Jahre älter, als ich, ein Menschenfreund, und sehr fromm, und gelehrt. Sein Name war Don *Gregorio de los Campos*. Er hatte in diesem seinen Bißthume jährlich 30 tausend harte Thaler, von welchen er auch jährlich die Hälfte unter die Armen seines Bißthums austheilen ließ.

Er visitirte jährlich etwas von seinem Bißthume in eigener Person, so, daß er nach den Satzungen der Tridentinischen Kirchenversammlung alle zwey Jahre mit der Visitation seines ganzen Bißthums fertig wurde. Von den Pfarrherren nahm er nicht das geringste, auch nicht einmal ein Licht, umsonst an, und wenn die Indianer ihm Baum- und Feldfrüchte brachten, bezahlte er solche reichlich; den seinigen aber befahl er, nichts anzunehmen unter der Strafe des grösseren Kirchenbannes, dessen Lossprechung er sich vorbehielt. Ich muste mit ihm in die Landschaft von Yuncas reisen, wohin niemal ein Bischof gekommen ist, um allda den neubekehrten Indianern die Firmung mitzutheilen. Dahin zu reisen, musten wir viermal in vier verschiedenen Oertern die höchste Berge des Andengebirgs übersteigen, die das ganze Jahr mit Schnee bedeckt liegen. Auf der Spitze derselben entdeckten wir allezeit, so weit nur unsere Augen

gen reichen konnten, die weitschichtigen Landschaften der noch nicht bekannten so genannten Amazonen. Diese liegen sehr tief, und ist alles voller Waldungen, doch mit vielen Bergen, die auch voll davon sind, vermischet. Sie haben gegen Osten das Königreich Brasilien, gegen Westen Peru, gegen Norden den grossen Fluß Marañon, und gegen Süden die Landschaften der Moxos und anderer Indianer. Nach überstiegenen ersten Schneebergen kamen wir an den Fuß eines sehr hohen Berges, aus dessen zerschmolzenem Schnee sich ein kleines Bächlein formiret, welches wir mit den Füssen überschreiten konnten: und dieses ist der wahre Ursprung des in der Welt so berühmten Flusses von Paranà, den die Spanier el Rio de la Plata nennen, und der bey Buenos Ayres in das Meer fliesset. Nachdem wir uns in dieser Landschaft von Yuncas, deren Wege sehr beschwerlich und gefährlich sind, hin und her verfügt hatten, gedachten wir wieder nach Paz zurück zu reisen, um allda etliche Wochen auszuruhen.

Da wir nun von Yuncas wieder gesund zu Paz angelangt waren, kam unverhofft den 28 August, 1768 der trauervolle königliche Befehl, daß alle Jesuiten innerhalb 24 Stunden alle spanische Staaten räumen sollten. Der Gouverneur der Stadt, der uns von Herzen liebte, mußte solches auf alle Weise und Wege

geheim halten. Er befahl, alle Stadtmiliz sollte mit ihrem Gewehr um 8 Uhr Nachts bey seinem Hause erscheinen. Nach diesem umrang er mit ihnen unser Haus in aller Stille. Bey anbrechendem Tage, da die Pforte eröfnet wurde, gieng er mit seinen Officiren hinein, und ließ alle in das Zimmer des Obern rufen, wo er uns das königliche Decret vorlas. Nach diesem begehrte er auch, vermöge eines andern königlichen Befehls, alle Schlüssel des Hauses, und schickte uns das Essen von der Stadt hinein, die Kirchenthüren aber und Pforten wurden verschlossen, und mit der Stadtmiliz Tag und Nacht bewachet.

Den 30sten August, als an dem Feste der heiligen Rosa von Lima, lasen wir die letzten heiligen Messen in unserer nun verschlossenen Kirche, unter welchen wir sowohl die großen als kleinen heiligen Hostien consummirten, und die silberne und goldene Gefäse, wo sie aufbehalten wurden, ausleerten. Alles Gold und Silber wurde aus der Kirche in ein besonders Zimmer des Hauses gebracht, und verschlossen, dessen Schlüssel der Gouverneur zu sich nahm. Es waren die heiligen Bildnisse der Kirchen erbärmlich anzusehen, da sie ohne alle Zierde da stunden. Der Bischoff, wie uns solches der Gouverneur selbst versicherte, fiel etlichemal vor Bekümmerniß in Ohnmacht. Den 31sten August früh brachen wir

in

in der Nacht von der Stadt Paz auf, um das Getöse, Jammern, und Schreyen der Einwohner nicht zu hören; allein wir wurden von den Hunden verrathen, die mit ihrem beständigen Bellen alle Inwohner aus dem Schlafe erweckten, die an ihre Fenster liefen, und zu heulen, jammern und schreyen anfiengen, welches wir noch ausser der Stadt vernahmen, bis wir auf die Anhöhen der umliegenden Berge kamen, wo der Gouverneur und andere Herren uns das leztemal mit weinenden Augen umarmten, und uns eine glückliche Reise wünschten. Wir reisten mit unserem Kapitain und Stadt-Miliz nach Oruro; diese war ohne alles Gewehr. Wir langten endlich nach 12 Tagen in Oruro an, wo wir bey den Augustinern einquartiret wurden. Diese kleine Bergstadt ist in einer sehr kalten und rauhen Gegend erbauet, an dem Fuße etlicher sehr berühmten Silberberge, welche in vorigen Jahren sehr viel Silber gaben, so, daß zu selbigen Zeiten fast nichts mehr aus den Bergwerken zu Potosì gemacht wurde; aber heut zu Tage sind sie sehr ins Stecken gerathen. Nachdem wir uns in dieser Stadt 8 Tage aufgehalten, sezten wir Nachmittags unsere Reise bis zu einem Meyerhofe der Jesuiten fort, wo wir über Nacht blieben. Folgende Tage machten wir einen Weg von mehr, als 14 Stunden, und wurden auf einer Schiffbrücke über den Ausfluß des grossen Sees in eine Dorf-

schaft

schaft übergesetzet, wo wir unser Mittagmahl hielten. Gegen Abend gelangten wir nach 2 Stunden an eine grosse Dorfschaft, welche an dem Fuße eines hohen Berges liegt, wo viel Gold gegraben wird. Der Herr Pfarrer des Orts gastirte uns sehr wohl.

Wir reiseten am folgenden Tage 12 Stunden bis an einem indianischen Meyerhofe, wo wir auch Nachtruhe nehmen wollten; allein der Pfarrer, dessen Dorfschaft gerade hinüber auf einer weiten und sehr ebenen Heide eine halbe Stunde weit erbauet war, schickte uns alsobald einen Indianer zu Pferde, der uns in sein Ort führen mußte, wo er uns mit schönen Quartiren versah, und sowohl selbige Nacht, als folgenden Tag gastirte. Von dannen giengen wir durch eine Einöde von 8 Tagen, wo wir täglich durch hitzige Thäler starke Reisen machten, und unter unsern Zelten schliefen. Wir erblickten auf dieser ganzen Reise nichts anders, als etliche indianische Hütten auf beyden Seiten, und sehr viele Gräber, die von fest zusammen gestampfter Erde so stark erbauet waren, daß sie noch ganz unverletzt da stunden, und seit mehr, als 500 Jahren nicht den geringsten Schaden gelitten haben. Endlich kamen wir an die angenehme Küste des peruanischen Ufers. Die erste Nacht schliefen wir in einem großen Hause eines Meſtizen, die zwote in

einem sehr großen und schönen Meyerhofe einer spanischen Wittwe, die uns alle Ehre erwieß, und die dritte und letzte in dem großen Marktflecken von Tagna, wo wir 2 Monat lang aufgehalten wurden. Von da schickten wir unsern Capitain mit seiner Stadtmiliz nach Hause, und wurden die 2 Monate von der Landmiliz des Marktfleckens, doch ohne Gewehr, bewachet. Der Gouverneur und Schatzmeister des Orts, schickten uns täglich gutes Essen, sowohl zu Mittag als zu Nacht, nebst vielem Chocolate. Es kamen allda bey 100 Jesuiten zusammen. Der Ort liegt in einem angenehmen Thale, der eine sehr gesunde Luft hat.

Als die zwey Schiffe, eines zu Arica, das andere zu Balcocha anlangten, die uns nach Lima führen sollten, reiseten einige nach Arica; wir aber machten unsere Reise zu Lande nach Balcocha 5 Tage lang. Dieser Ort ist sehr armselig, und lieget drey Viertelstunden von der Dorfschaft Hilo, deren Filial er auch ist. Sie hat eine gute Kapelle, und etliche Häuser, und Almazenen, oder Magazine, wo sowohl die Kaufmannswaaren verwahret, als auch die Reisenden einquartieret werden. Allda bewirthete uns unser Capitain, sehr wohl. Die Oliven sind da groß und blau wie unsere Pflaumen, und werden für die besten

gehal-

gehalten. Alle Victualien werden täglich von Hilo hergebracht. Der ganze Ort riechet sehr übel, wegen der stinkenden und haufenweise da liegenden Erde, die von der kleinen Insel Iquica hergebracht wird, die Felder und Weinberge in diesen Gegenden damit zu düngen. Wir haben auch allda viele Meerigel gegessen.

Wir mußten 8 Tage hier warten, bis vier uralte Jesuiten von Arequipa auf Tragsesseln zu uns gebracht wurden. Zween waren todtkrank, der dritte stockblind, und der vierte war völlig contrakt. Da nun diese vier armselige Männer ankamen, gieng unser Herz mit vielen Schmerzen, unsere Augen aber mit heißen Thränen über. Wir wurden endlich allda eingeschiffet, unsre Reise nach Lima zu machen. Der Capitain, wie es seine Schuldigkeit war, hielt uns sehr gut und höflich. Sowohl ich, als andere, die schon auf dem Meere gewesen, bekamen die Seekrankheit nicht mehr; die andern aber mußten von solcher sehr viel leiden.

Nach 12 Tagen langten wir zu Callao an, wo wir alsobald gegen Abend mit vielen Halbchaisen nach Lima in unser Profeßhaus überbracht wurden. In diesem kamen über 400 Jesuiten zusammen, und wurden in alle Zimmer ausgetheilet. Die Pforte war Tag und Nacht durch Soldaten mit aufgepflanzten Bajoneten bewacht.

Nach-

Nachdem wir uns hier zu Lima in dem Profeßhause zween Monate aufgehalten, bis die Schiffe mit den Kaufmannsgütern beladen waren, wurden 162 Jesuiten, unter welchen auch ich war, nach dem Schiffe der heiligen Barbara in vielen Halbchaisen nach Callao gefahren, wo wir an Bord giengen. Das Schiff war groß und ehedessen ein Kriegsschiff von 62 Canonen. Der Kapitain war der abscheulichste Mensch und Geizhals auf Erden. Dieser hielt uns in den 6 Monaten, da wir bey ihm waren, so schlecht im Essen und Trinken, daß er uns täglich um 10 Uhr frühe, jedem nicht mehr, als eine halbe Maaß Wasser in seinen Krug geben ließ, und zwar auf 24 Stunden. An ein Glas Wein durften wir niemals gedenken. Nachdem das Fleisch und Gemüße, so er mit sich führte, nach drey Wochen verzehret war, gab er uns fast täglich stinkendes und gesalzenes Fleisch. Dee König bezahlte ihm für jeden Jesuiten 162 harte Thaler Kostgeld, welches zusammen gerechnet, 16244 Thaler machte, da er doch kaum 3 bis 4 tausend auf uns wendete. Sogleich bey unserer Ankunft zu Cadiz, wurden wir auf dem Schiffe von den Offizieren des Königs befraget, wie wir von ihm wären gehalten worden, und da wir ihnen alles rundheraus erzählet hatten, auch die Steuermänner und Matrosen es einstim-

mig

mig bekräftigten, wurde er alsobald mit Soldaten in den Kerker auf 8 Tage geführet, seine Waaren aber, absonderlich der viele gute Wein, welchen dieses Ungeheuer von dem Unterkönige zu Lima allein für uns bekommen hatte, wurden öffentlich zu Cadiz auf dem Markte verkaufet.

Ich kehre wieder zu unserer Schiffahrt zurück. Im März, 1769 segelten wir mit günstigem Winde in das große und hohe Weltmeer del Zur hinaus. Nach 14 oder 15 Tagen verloren wir die peruanischen Küsten aus den Augen, und kamen an die vom Königreiche Chile, welche schon ausser der Zona torrida liegt, und die vier Jahrszeiten, wie wir in Europa, hat, doch mit diesem Unterschiede, daß wann wir in Deutschland Frühling und Sommer, sie alldort Herbst und Winter haben. Das ganze Königreich Chile hat eine sehr gute, wohl temperirte und gesunde Luft, viele Gold- und Silberberge, und einen Ueberfluß an Weizen und Wein, wie auch an allen, sowohl europäischen als indianischen, Feld- und Baumfrüchten. Es hat auch sehr viele schöne Thäler und Heiden, wo sie viele europäische Schaafe, Ochsen, Kühe, Stiere, Maulthiere, und die schönsten Pferde ziehen. Sie haben allda viele dürre Kühe- und Ochsenzungen. Die Hauptstadt dieses Königreichs,

reichs, Santiago de Chile, ist vor etlichen Jahren durch eine starke Erderschütterung sehr übel mitgenommen worden; ist aber gegenwärtig wieder vollkommen nach dem Plane der europäischen Städte, hergestellet. Sie ist sehr groß, hat breite, lange, und schnurgerad geführte Gassen, schöne Gebäude, einen Bischof, und einen Präsidenten mit seinen Räthen. Die Küste von Chile, fänget gleich oben bey Coquimpo an, einem kleinen Städtchen, das einen Seehafen hat. Sodann gehet sie fort bis Valparayso. Nach diesem Seehafen gehen jährlich viele Schiffe von Lima, um allda Weizen und guten Wein von Chile einzukaufen, weil dieser besser ist, als der von Peru. Nach diesem Seehafen kommt die Stadt la Concepcion. Sie ist mittelmäßig, und hat einen Bischof, der in der Stadt wohnt; der Gouverneur hingegen wohnt in der Citadelle. In diesen Seehafen fahren alle Schiffe ein, die von Europa nach Lima gehen, theils auszuruhen, theils die Leute von dem Scharbock zu curiren, theils frisches Fleisch und guten Wein einzukaufen, der allda am besten wächset. Endlich schliesset sich die Küste von Chile mit der Citadelle von Valdivia, wohin nur allein die Maleficanten von Peru und Chile geschicket werden. Bey dieser Küste haben wir täglich sehr viele Seevögel angetroffen, die so

groß als eine Ente, und schneeweiß am ganzen Leibe sind, auf den Flügeln aber haben sie schwarze und weisse vierecktige große Tupfen, so regelmäßig, wie an Dambrettern, daher sie Tableros von den Spaniern genennet werden.

Nach zurückgelegtem Königreiche Chile kamen wir an die große Insel Chiloe, wo zu Castro der Gouverneur residiret. Endlich kamen wir an Magellans Meerenge, wollten aber durch solche wegen der vielen Gefahren, nicht seegeln, sondern fuhren bis auf den 62sten Grad Südbreite gegen den Polum Antarcticum hinauf, um sicherer, wenn ein Sturmwind sich erheben sollte, das Cabo del Fuego zu überfahren. Wir mußten in diesen Gegenden eine sehr grosse Kälte ausstehen, und sahen die Sonne nur etliche Stunden, wo sie sich gleich wieder verbarg. Es war der Anfang des Maymonates. Wir richteten das Schiff gerade gegen Osten, um das Cabo del Fuego vorbey zu fahren, welches uns auch den 12ten May zu größter Freude glückte. Wir stimmten das Te Deum Laudamus, und Salve Regina zur Danksagung an. In diesen Gegenden ist 5 Jahre zuvor ein Schiff, so von Cadiz nach Lima gieng, an einen Felsen angeprellet, und auf solchen stecken blieben. Die Schiffleute retteten sich alle, und erkannten, daß

es

es die Insel del Fuego sey. Sie retteten auch sehr viele Waaren des Schiffs, und wurden von den Einwohnern täglich besuchet. Währender Zeit, die sie allda zubrachten, eine neue Balandra, oder Transportschiff zu erbauen, ließ sich niemals eine Weibsperson sehen.

Den 15ten May um 10 Uhr Nachts erhub sich ein erschröcklicher Sturm, deren ich noch keinen so stark erfahren hatte, so daß wir aus unsern Bettern stürzten. Er dauerte bis zum 30 May. Am folgenden Tage war das Meer ganz still, und wir hatten 2 Monate lang einen sehr günstigen Wind, so daß wir Monte Video, Buenos Ayres, Rio de la Plata, und die ganze Küste von Brasilien glücklich vorbeysegelten, und endlich bey dem Vorgebirge des heiligen Augustins anlangten. Bey dieser Fahrt hiengen wir zwischen den Mastbäumen etliche noch nicht gebrauchte Leilachen an den 4 Ecken auf. In der Mitte beschwerten wir solche mit etwas, über ein grosses Gefäß, deren wir zwey biß drey mit Regenwasser anfüllten, das sehr frisch und gut war, so daß wir diese Tage hindurch unsern grossen Durst, rechtschaffen löschen konnten.

Endlich kamen wir in die Gegenden des Einflußes des Marañon. Nach etlichen Tagen fuhren

wir das zweytemal unter der Zona torrida, und kamen nach ungefähr 8 Tagen an die schwimmenden Kräuter (Sargaſſo.)

Als wir uns in dem 34ſten Grad Norderbreite befanden, richteten wir unſern Lauf ſchnurgerade gegen Oſten, nach den Azoriſchen Inſeln, und langten in acht Tagen zu Flores und Corvo an. Wir verließen dieſe Inſeln, wo ſich die Schiffe mit Proviant verſehen, wenn ſie nach Indien fahren, und erblickten nach drey Wochen Cadiz, wo wir Anker warfen. Am folgenden Tage, gleich bey Sonnenaufgange wurden wir alle auf groſſen Booten nebſt unſern Sachen nach dem Hafen de Santa Maria geführet, und mit vielen andern bey den Auguſtinern einquartiret, um von unſerer ſo langen und aller Mühſeligkeiten und Beſchwerniße vollen Reiſe auszuruhen, und die kalten und rauhen Wintermonate vorbey ſtreichen zu laſſen.

Nachdem wir nun ſechs Monate lang recht wohl ausgeruhet hatten, und der Frühling ſich ſchon näherte, kam ganz unverhofft (1770) von Madrid die Erlaubniß, daß die 18 deutſchen Jeſuiten ihre Reiſe nach Deutſchland über Oſtende und die Niederlande machen könnten. Es wurde alſobald ein Schiff, ſo dahin gieng, beſtellet, und

bezahlte

bezahlte der König für einen jeden 62 harte Thaler, damit der Schiffkapitain uns samt unsern Waaren nach Ostende überführe. Den 18ten März wurden wir in großen Nachen nach unserm Schiffe gebracht, und dem Schiffkapitain übergeben. Das Schiff war von Holland, der Kapitain hieß Andres Cornelis, aus Rotterdam gebürtig. Er war ein rechtschaffener Mann, und hielt uns auf dieser Reise auf das liebreichste.

Den 19ten März wurden die Anker gehoben, und sehr früh fuhren wir aus dem Seehafen von Cadiz mit einem so günstigen Winde, daß wir innerhalb zwoen Wochen die ganze Küste von Portugal bis an das Vorgebirge Finis terrae umsegelten. Von da bekamen wir 12 Tage lang einen starken Gegenwind, der schier täglich mit vielem Regen vermischet war, und uns beständig gegen Irland forttrieb; endlich hatten wir doch wieder den vorigen günstigen Wind. Wir richteten unsern Lauf gegen England, bis wir endlich vor Ostende Anker warfen. Es kam alsobald der Posthalter, der ein Bamberger war, auf das Schiff, und fragte nach mir. Als ich mich zu erkennen gab, führte er mich in sein Haus, und zeigte mir alles Sehenswürdige der Stadt. Wir fuhren noch selbigen Tag mit dem ordentlichen Canalschiffe nach

Brügge, wo wir nicht bey den Unsrigen, sondern in einem Gasthofe unser Quartier nehmen wollten. Wir mußten uns allda vertheilen, damit wir nicht in den folgenden Städten den Unsrigen Ueberlast verursachen möchten. Wir kamen nach Gent, und von da auf dem Schiffe Seiner königlichen Hoheit des Prinz Karls nach Brüssel, wo wir auch etlichemal im Noviziathause der englischen Jesuiten speißten. Von Brüssel reißte ich mit der Post über Loeven, Lüttich, und Cölln nach Maynz, und langte, dem Höchsten sey Preiß und Dank gesaget! im May 1770 über Aschaffenburg und Wirzburg in Bamberg an.

